Der

baierische Schulfreund,

Eine Zeitschrift,

Herausgegeben

von

Stephani und Sauer

Erstes Bändchen.

Zweite Auflage.

Erlangen

bei Johann Jakob Palm. 1812.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Digitized by Google

Vorrede.

Indem die Herausgeber das erste Bändchen des baierischen Schulfreundes seinen Lesern übergeben, wünschen sie nichts angelegentlicher, als dem gütigen Zutrauen entsprochen zu haben, mit dem viele Schulfreunde ihr Unternehmen im voraus beehrt haben. In manchen Erwartungen wird man sich indessen betrogen finden, vielleicht blos aus dem Grunde, weil das erste Bändchen noch nicht das ganze Werk selbst ist, daher wir damit nur auf zukünftige Herbste und Frühlinge vertrösten. Was noch sonst zur Beseitigung irriger Vorstellungen, die man sich von ihm etwa machen könnte, dient, soll gleich jetzt gesagt werden. Die Herausgeber haben sich hauptsächlich zweierlei vorgesetzt 1) eine Lektüre zu liefern, deren Wirkungskreis sich blos auf Unterrichtsanstalten erstreckt, welche von der Elementarschule in Städten und auf dem Lande bis zur höhern Bürgerschule hinauf reichen, weiter aber auch nicht;

2) eine Lektüre, die zunächst nicht bestimmt ist für Pfarrer, Schulinspektoren, Gelehrte, welche sich für diese Anstalten interessiren, auch nicht für die Schüler, die darin gezogen werden, sondern ganz eigentlich für die Lehrer selbst, die darin unterrichten, um sie in leeren Stunden eben so angenehm als nützlich, eben so unterhaltend als lehrreich zu beschäftigen und die zu ihrem Amte nöthige Cultur, Lebens- und Lehrerfreude, Standeszufriedenheit, Selbstachtung und Geschicklichkeit zu befördern. Man wird daher gleich in diesem Bändchen keinen Aufsatz finden, der nicht zur Lektüre für solche Männer dieses Standes geeignet wäre, denen ihr Amt im edlern Sinne des Worts am Herzen liegt. Daraus folgt aber nicht, daß diejenigen, auf welche nicht zunächst gerechnet ist, nicht an der Lektüre sollten Theil nehmen können. Die Herrn Pfarrer, Schulinspektoren, Gelehrten werden es thun, theils so fern sie in gewisser Hinsicht selbst als Schullehrer, wenigstens als Pfleger und Gönner des Schulwesens zu betrachten sind, theils sofern gewisse Abschnitte und Aufsätze nur unter ihrer Anleitung und Theilnahme von den Schullehrern mit Nutzen gelesen und richtig verstanden werden können. — Die Schüler werden aus manchen Aufsätzen Unterricht schöpfen können,

nen, sofern sie ihnen entweder in extenso vorgelesen und erklärt werden, oder der in dem Aufsatze enthaltene Stoff von dem Schullehrer nur in einer von ihm umgemodelten Form zum Unterrichte benutzt wird. Nachdem sich nemlich die Schullehrer selbst daran belehrt, erbaut und wohl auch ergötzt haben, werden sie (so denken sich's wenigstens die Herausgeber) den Drang fühlen, auch ihre Schüler damit bekannt zu machen, so weit es ihrem Bedürfnisse und ihrer Fassungskraft angemessen ist. — Nur bleibt der Schullehrerstand überall der Mittelpunkt des Lesekreises und nur dadurch hoffen wir einem seit längerer Zeit gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Denn an pädagogischen Schriften für Kinder und Gelehrte haben wir gottlob! keinen Mangel, sie stehen großen Theils schon in der Bibliothek unserer eigenen Leser.

In der Rubrik „pädagogische Blumenlese" betrachten wir uns als Colporteurs solcher Aufsätze, Gedanken und Fragmente, die in andern Büchern und Zeitschriften im Wesentlichen bereits schon abgedruckt sind, die aber ohne unsere Dazwischenkunft schwerlich auf das Bücherbret und in die Rocktasche unserer Schullehrer gelangt seyn würden. Ihre Verf. dachten oft nichts weniger

als daran, daß sie als wohlduftende Pflänzchen allenfalls auch einen Schulgarten zieren würden; sie schickten sich aber, wie man hoffentlich an den 2 Aufsätzen: die Thiere auf Kamtschatka und die Raubthiere finden wird, recht gut dazu. Daß uns unsere Diskretion vor Plagiat bewahren werde, wird man uns zutrauen.

Und so gehe dann hin, liebes Büchlein, und schaue deinem geneigten Leser fein lustig ins Gesicht! Vielleicht gelingt es dir, auf den überall schon ausgestreuten Saamen des Bessern als ein wohlthätig erquickender Thau zu fallen und eine fröhliche, muntere Saat zu wecken, die einem bessern Geschlechte und einer freundlichern Zukunft entgegen wallt.

Die

Herausgeber.

Inhalt.

		Seite
I.	Ueber die allgemein nothwendige Einführung einer Fortbildungsanstalt für Volksschullehrer. Von Kreisschulrath Stephani.	1
II.	Betrachtungen über die fünf Sinne. Von Prof. Sauer.	14
III.	Baumzucht.	43
IV.	Klage und Trost.	46
V.	Die Thiere auf Kamtschatka.	62
VI.	Die Raubthiere.	77
VII.	Schulmeisteridyllen. Von Prof. Sauer.	91
VIII.	Rückerinnerungen an Freiherrn von Rochow.	102
IX.	Ehrlich währt am längsten.	110
X.	Ueber die Lektüre der Schulmeister. Von Prof. Sauer.	118
XI.	Ueber die Bildung der Adjective.	131
XII.	Literatur.	142

I.

Ueber die allgemein nothwendige Einführung einer Fortbildungsanstalt für Volksschullehrer.

In der königl. baierischen Amts-Instruktion für die Distrikts-Schul-Inspektoren, ist es diesen im letztern Absatze noch zu einer besondern Pflicht gemacht worden, zweckmäßige Lektüre bei den Schullehrern zu befördern, und Schulkonferenzen unter ihnen einzuführen.

Was hier unsere weise Regierung bloß angedeutet hat, wurde im ehemaligen Lechkreise nicht nur vollständig aufgefaßt, sondern auch in glückliche Ausführung gebracht. In allen Distrikten sind eigene Fortbildungsanstalten für Volksschullehrer angeordnet worden. Es dürfte kein unverdienstliches Werk seyn, sowohl ihre dringende Nothwendigkeit und große Nutzbarkeit als auch die Hauptmomente ihrer zweckmäßigen Einrichtung hier zur öffentlichen Sprache zu bringen.

Tüchtige Lehrer an allen Volksschulen zu haben, bleibt doch eine Hauptbedingung für jede Regierung, welche eine bessere Elementarbildung der gesammten Nation ernstlich begründen will. Was werden ohne diese alle noch so weisen Anordnungen von oben herab, alle noch so eifrigen Bemühungen der Mittelorgane, alle noch so vortreflichen Lehrbücher und Instruktionen bewirken? Schullehrerseminarien, so schätzbar sie eingerichtet seyn mögen, können diesem Bedürfnisse nimmermehr allein abhelfen. Einen bessern Nachwuchs

werden und sollen uns diese verschaffen; aber zum grossen Ziele führen sie noch keineswegs. Ein näherer Blick auf den Bildungszustand der jetzigen Volksschullehrer wird die Nothwendigkeit fühlbar machen, ungesäumt überall für dieselben Fortbildungsanstalten anzulegen, wenn man nicht bei halben Maßregeln stehen bleiben, und, als eine Folge davon, mit halben Erfolge zufrieden seyn will.

Zur leichtern Uebersicht jenes Zustandes theile ich unsere Schullehrer in drei Klassen ein. Die erstere umfaßt diejenigen, welche für ihr Amt durchaus ungebildet sind. Denn etwas Lesen, Rechnen und Buchstaben-Mahlerei soll jeder Taglöhner besitzen, und kann daher keinem als amtliche Bildung angerechnet werden. Doch giebt es unter diesem nicht geringen Haufen manchen Talentvollen, dem es bisher nur an Gelegenheit fehlte, unter guter Leitung sich gehörig auszubilden. Diejenigen, welche zu abgestumpft sind, und daher weder die Zeit noch Mühe lohnen würden, die man auf ihre Ausbildung verwenden wollte, müssen einem andern Berufe in der bürgerlichen Gesellschaft zurück gegeben werden. Wer für ihre längere Beibehaltung spricht, folgt nur einem blinden Mitleidstriebe, und vergißt dabei, daß man sie nicht länger dulden kann, ohne gegen die ihnen anvertraute Jugend höchst grausam zu seyn, die ihre ganze Lebenszeit für dieses unzeitige Mitleiden büßen muß.

Ein zweiter Theil von unsern Volksschullehrern hat doch einige amtliche Ausbildung vor jener erstern Klasse voraus. Sie wissen Etwas von Methode beim Lesen und Schreiben; haben Einige Kenntniß von der Sprach- und Rechtschreibungslehre, wenn

sie

sie auch gleich selbst gegen beide in ihren eigenen Aufsätzen häufig anstoßen; sind in dem Mechanischen der Rechenkunst nothdürftig bewandert; haben auch sonst noch einige gemeinnützige Kenntnisse, besonders aus der Geographie der Naturgeschichte aufgefaßt; und wissen zum wenigsten das vom Gedächtnisse der Schüler Aufgefaßte gut abzufragen, wenn sie auch von der Kunst, den Verstand durch Fragen zu bilden, nicht die mindeste Vorstellung haben. Mit Ausnahme einiger verlebter Subjekte könnte an dieser ganzen Klasse noch ein ganzes Heer treflicher Lehrer gewonnen werden, wenn der Staat ihnen die Mittel an die Hand geben würde, das an ihrer völligen Ausbildung noch Fehlende zu ergänzen.

Zu der dritten und besten Klasse unserer Schullehrer rechne ich diejenigen, welche für das Schulfach ordentlicher Weise entweder in Seminarien oder unter Privatleitung gebildet worden sind. Aber man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß diese alle dem Ideale eines vollendeten Schulmannes entsprechen. Viele darunter haben noch manche Lücke in ihrer Bildung zu ergänzen, und noch mehrere sind seit ihrer Amtsanstellung, statt darin vorwärts zu schreiten, vielmehr sehr sichtbar zurück gekommen. Sie haben das Ziel ihres bisherigen Fleißes — ein Amt und was damit zusammenhängt — erreicht, und opfern der Sorge für ihr Familienleben (wozu sie freilich oft starke Veranlassung finden) die Sorge für fernere Bildung um so unbedenklicher auf, als sie diese letztere bisher nicht anders als mit vielen Kosten befördern konnten. Nur als Ausnahmen gelten hier und da Einige, welche durch keine noch so ungünstige äussere Lage sich abhalten lassen, nach immer weiterer Vervoll-

kommnung für ihr Amt aus allen Kräften zu streben. Aber eben diese verdienen um so viel mehr hierin diejenige Erleichterung und Unterstützung, welche die hier zur Sprache gebrachte Fortbildungsanstalt gewährt.

Wenn schon diese Musterung unserer Schullehrer laut genug für eine solche allgemeine Einrichtung spricht, so kann ich zu noch größerer Empfehlung derselben nicht verschweigen, daß auch noch ein zweiter höchstwichtiger Grund die Nothwendigkeit derselben fühlbar macht.

Wir stehen gegenwärtig im Begriff, den Stoff der Elementarbildung aus der bunt angehäuften Masse des Wissens rein auszuscheiden, und die einfachste Form des Unterrichts in allen Fächern aufzustellen. Wer vor 5 oder mehreren Jahren seinen Bildungskursus in irgend einem Seminar gemacht hat, und seitdem nicht mit der Litteratur fortgegangen ist, gehört jetzt schon beinahe zu den Lehrern von veraltetem Schlage. Eben dieses letztere Schicksal erwartet unvermeidlich diejenigen, welche jetzt aus den Bildungsschulen treten werden, wenn sie nicht die nöthige Nachhülfe empfangen, um mit dem jetzigen Geiste der Zeiten rasch vorwärts zum nahen und großen Ziele vollendeter Elementarbildung zu schreiten.

Unsere Regierung ist jetzt entschlossener als je, diese nothwendige und vollendete Reform des Unterrichts in Volksschulen nach Stoff und Form zu Stande zu bringen. Das beweisen die angefangenen Herausgaben der nöthigen Lehrbücher für die Elementarschulen, und die besondern Instruktionen über den Gebrauch derselben für Lehrer. Wer sie lieset, wird sich innigst der Erscheinung freuen, daß Baiern hierin allen

len deutschen Bundesstaaten mit dem ruhmwürdigsten Beispiele vorangegangen ist.

Schullehrer! jetzt beginnt die Zeit, wo ihr als diejenigen Organe in Anspruch genommen werdet, durch welche ein vollkommener Grund zur Nationalbildung gelegt werden soll. Eilt zu ergänzen was euch zu diesem hohen Berufe bis jetzt noch fehlt. Die hier zur Sprache gebrachte öffentliche Fortbildungsanstalt für Schullehrer wird euch hierzu die zweckmäßigsten Mittel anbieten. Ihr habt ein Recht, ihre alsbaldige Einrichtung, da, wo sie zur Zeit noch fehlt, von euern Vorgesetzten zu verlangen. Der Wille unsers besten Monarchen hat sie diesen in ihrer Amts-Instruktion ausdrücklich zur Pflicht gemacht, und in keinem Distrikte kann es an jüngern Geistlichen fehlen, welche die zur Direktion einer solchen Anstalt nöthigen Talente haben, und die gewiß mit Freuden eine solche Gelegenheit ergreifen werden, durch welche sie sich der Regierung auf die allerverdienstlichste Weise empfehlen können.

Es fragt sich nunmehr, wie diese Fortbildungsanstalten für Schullehrer organisirt werden müssen, wenn sie dem damit beabsichtigten großen Zweck entsprechen sollen. Zuerst von ihrer äussern, und dann von ihrer innern Einrichtung.

In jedem Schuldistrikte wird nach der Größe seines Umfangs entweder einem oder mehreren Geistlichen die Sorge für die weitere Ausbildung der Schullehrer aufgetragen. Ich wünsche nicht, daß die Herren Distrikts-Inspektoren selbst dieses Amt übernehmen, sondern daß sie nur die Oberaufsicht führen, damit ihr fürs Ganze wachender Blick sich nicht im Einzelnen ver-

verliehren möge. Nur wo sich in einem Distrikte unglücklicher Weise unter den Geistlichen kein hierzu tauglicher Gelehrter finden sollte, ist der Distrikts Inspektor zur eigenen Uebernahme dieser Stelle genöthiget. Ein Gehalt ist nicht damit verbunden; aber jeder Vorstand einer solchen Fortbildungsanstalt darf darauf rechnen, daß er sich hierdurch bei unserer Regierung, die so schön nach Würdigkeit zu belohnen weiß, gerechte Ansprüche auf Auszeichnung und weitere Beförderung erwirbt.

Der Mitglieder von Schullehrern, die zu einer solchen Anstalt gehören, dürfen nicht zu viele, und nicht zu wenige seyn. Nicht zu wenige (nicht unter 6), um theils den Nacheiferungstrieb unter den Lehrern desto mehr zu beleben, und theils um jedem Vorstande seine Arbeit durch das Bewußtsein zu versüßen, daß es sich bei mehreren schon der Mühe lohne, durch diese auf die Bildung von Tausenden junger Menschen segensvoll zu wirken. Nicht zu viele (nicht über 12) aus mehr als einem wichtigen Grunde. Eine zu große Anzahl würde manchem Vorstande bei seinen übrigen Amtsgeschäften zu viele Arbeit aufladen, und es ihm überdieß unmöglich machen, die Individualität eines jeden genau aufzufassen, und darnach dessen Fortbildung stufenweise abzumessen. Dann darf auch nicht ausser Rücksicht gelassen werden, daß der Weg zu dem Vorstande den Schullehrern und Adstanten nicht zu viele Zeit kosten muß. In einem Tage höchstens muß das ganze Geschäft jedesmal abgethan werden können. Wird der Kreis für eine Fortbildungsanstalt zu groß gebildet, so werden die entfernter wohnenden Schullehrer nebst ihren Schulen dieß sehr hart empfinden müssen.

Alle

Alle Monate versammeln sich die Schullehrer nur Einmal bei ihrem Vorstande, um Rechenschaft abzulegen, wie sie das in der vorhergegangenen Konferenz Empfangene zu ihrer eigenen Fortbildung benutzt haben. Auch bei Schullehrern gilt vorzüglich die Regel: der Mensch muß sich selbst fortbilden, wenn aus ihm etwas Vorzügliches werden soll. Der Vorstand, welcher vergißt, daß er hierbei nur Leitung und Nachhülfe leisten soll, und die Schullehrer darum häufiger zu sich versammelt, um seine Bildung durch mündlichen Vortrag bloß in jene überzutragen, wird wenig Ersprießliches bewirken. Er schränke daher sein Bemühen nur darauf ein, ihnen Stoff zu ihrer eigenen Fortbildung darzureichen, und gestatte ihnen die nöthige Zeit, um jenen für diese wirklich zu benützen.

In Ansehung der innern Einrichtung dieser Fortbildungsanstalt ist zu erinnern, daß ihr gegenwärtiges Bedürfniß von ihrem künftigen unterschieden werden muß.

Für jetzt kann der Zweck derselben nur dahin gehen, die Lücken auszufüllen, welche sich in der technischen Geschicklichkeit der Lehrer vorfinden. Sie müssen in dieser Hinsicht dahin geleitet werden, der Schriftsprache sich besser zu bemächtigen, mit dem Stoffe der Elementarbildung des Menschen sich vertrauter zu machen, und sich in die leichtesten Methoden der Unterrichtskunst gehörig einzuüben.

Das Schreiben ist das allervortreflichste Mittel, Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung in unsere Ge-

Gedanken zu bringen. Deßwegen will unsere weise Regierung, daß die jener Kunst vorangehenden Fertigkeiten, das Buchstabenmahlen und die Rechtschreibekunst schon in den beiden untern Elementarklassen von der Jugend erlernt werde, damit sie hierauf in der dritten Klasse in richtigem Ausprägen und Ordnen ihrer Gedanken auf dem Papiere geübt werden kann. Bringen wir es mit ihr dahin, so wird sicher für die Schulwelt eine neue Periode beginnen. Mit dem Berichtigen und Ordnen unserer Gedanken auf dem Papiere, wo wir jene gleichsam in verkörperter Gestalt vor unsere Augen hinstellen, sie zur reifen Beschauung vorhalten, sie mit einander um so besser vergleichen, berichtigen und in klare Uebereinstimmung bringen können, nehmen wir dasselbe Geschäft in unserm Kopfe vor. Noch immer denkt man bisher beim Schreiben nur an den kleinern Vortheil desselben, andern durch Hülfe dieser Kunst unsere Gedanken mitzutheilen; der ungleich größere ist der so eben bemerkte, daß wir durch dieselbe Licht und Ordnung in unsere Gedankenwelt bringen, und uns dadurch zu Meistern in derselben bilden.

Schullehrer haben sich in dieser höhern Schreibekunst (im Gegensatze der gemeinen, die sich nur mit Buchstabenmahlen und Rechtschreibung beschäftigt) aus doppeltem Beweggrunde möglichst zu vervollkommnen. Einmal um selbst mehr Licht und Ordnung in ihr Denken zu bringen; und dann um die Verstandesbildung der Kinder desto besser leiten und ihnen in der höheren Schreibekunst, richtige und ordnungsvolle Gedankenkompositionen zu verfertigen, gehörigen Unterricht ertheilen zu können.

Die

Die Vorsteher der Fortbildungsanstalt müssen daher auf diese höhern Schreibeübungen den allergrößten Werth legen, und um solche recht zweckmäßig zu befördern, ihre Lehrer in zwei Klassen abtheilen. Die erstere hat sich noch in den Vorkünsten, im Schön- und Rechtschreiben, und in genauen Bestimmungen der Wörter zu üben, bei welchem letztern Geschäft Rochow's, Zerenners und Löhr's bekannte Hülfsbücher, so wie nicht minder Adelungs Wörterbuch und Eberhard's Synonymen den Vorstehern gute Dienste leisten werden. Die zweite Klasse der Schullehrer kann schon zu Aufsätzen angehalten werden, um sich sowohl in Komposition der Sätze und Perioden, als auch in richtigem Ausdrucke und Ordnung der Gedanken eine Fertigkeit zu erwerben.

Dabei versteht es sich wohl von selbst, daß die monatlichen Konferenzen nur dazu dienen, den Lehrern die von ihnen zu Hause zu verfertigenden Aufgaben abzufordern, um sie einer genauen Zensur zu unterwerfen. Dabei kann als kräftiges Mittel zur Anregung eines größern Wetteifers empfohlen werden, daß die gelieferten Arbeiten den Lehrern selbst wechselseitig zur Zensur vorher ausgetheilet werden, ehe der Vorsteher selbst sein belehrendes Urtheil darüber fällt.

Bei den Aufgaben der schriftlichen Kompositionen ist eine genaue Abstufung des Leichtern zum Schwerern zu beobachten, und nur den ausgebildetesten Lehrern dürfen schriftliche Katechisationen über praktische Lehrgegenstände als höchste Uebungskunst abgefordert werden.

Zweckmäßige Lektüre ist das zweite Fortbildungsmittel. Hierbei geht man von der Regel aus, daß

daß Schullehrer nur wenige Bücher zu lesen brauchen. Ich setze das Maximum auf 12, worunter ich 6 aus der ältern, und eben so viel aus der neuen Litteratur zähle. Zu diesen letztern rechne ich auch den baierischen Schulfreund, weil er alles aus der neuen Litteratur konzentrirt enthalten soll, was für Volksschullehrer Interesse haben kann. Diese sollen nie pädagogische Litteratoren werden, sondern nur Männer, die zu ihrem Amte volle praktische Bildung besitzen. Zu dem Erstern fehlt ihnen schon durchaus die nöthige Zeit, wenn sie anders ihr Amt wohl abwarten, und sich nicht an ihrem Berufe als Hausväter — die für etwas Oekonomie in der Regel mit zu sorgen haben — und dadurch zugleich an ihrer Familie schwer versündigen wollen. Dann sind auch ihre Einkünfte nicht so beschaffen, daß sie auf pädagogische Litteratur viel verwenden könnten. Schränket man diese auf die obige Anzahl von Büchern ein, so hat jeder nur jährlich ohngefähr 1 fl. beizutragen, was keinem schwer fallen kann. Da, wo bereits, wie im ehemaligen Lechkreise, Lokalschulkassen bestehen, könnten diese kleinen Beiträge gar wohl von diesen übernommen, und auf diese Weise für jeden Schuldistrikt nach und nach eine kleine, artige Bibiothek für Volksschullehrer gesammelt werden.

Diese Bücher, die mit möglichster Sorgfalt auszuwählen sind, haben sich lediglich auf den Zweck zu beschränken: die Volksschullehrer immer vertrauter mit der Bestimmung und den mannichfaltigen Geschäften ihres Berufes zu machen. Werke aus der ältern Litteratur finden die Vorsteher in Natorp's Schülbücher-Verzeichnisse in genugsamer Menge zur Auswahl angege-

geführt; und auf empfehlungswürdige Schriften, die noch künftig von Zeit zu Zeit erscheinen werden, wollen wir in unserm Schulfreunde aufmerksam machen. Daß Bücher, welche, wie Mutschelle's Schriften, Jakobs allgemeine Religion ꝛc. in religiöser und moralischer Hinsicht großen Werth behaupten, vorzüglich hierher gehören, darf ich denen nicht erst sagen, welche wissen, wie sehr es hierin den Schullehrern an höherer Bildung fehlt.

Alle Monate bekommt jeder Lehrer ein Buch zur sorgfältigen Durchlesung mitgetheilt, und es werden ihm dabei die nöthigen Winke ertheilt, worauf er dabei seine Aufmerksamkeit vorzüglich richten müsse. Bald wird ihm zum Belege, daß er das Buch genau gelesen, eine Rezension des hauptsächlichen Inhalts, bald Auszüge aus demselben, bald Bemerkungen und Urtheile über einzelne Stellen abverlangt, und das Gelungenste davon in der Konferenz den Uebrigen vorgelesen.

Endlich drittens sind diese monatlichen Schulkonferenzen auch dahin zu benutzen, die Schullehrer in der Lehrkunst zu vervollkommnen. Unserm Vaterlande ist die Ehre zugedacht, die allereinfachsten Methoden in allen Unterrichtsfächern des Volksschulwesens einzuführen; die Vorsteher haben daher sorgfältig darauf Bedacht zu nehmen, daß diese Methoden, eine nach der andern, entweder von ihnen selbst, oder von einem geschickten Lehrer praktisch vorgezeigt werden, die darauf von den übrigen Lehrern zu Hause fleißig eingeübt werden müssen. Bei der nächsten Konferenz legen diese dann Proben ab, wie weit sie sich derselben bemächtiget haben, wobei sich reichliche Gelegenheit finden

den wird, die noch statthabenden Mängel zu verbessern. Der Erfolg hiervon wird seyn: daß unter den Lehrern ein Wettstreit entstehen wird, sich in der Lehrkunst hervorzuthun; und daß nicht drei Jahre erfordert werden, um allenthalben die besten Methoden aufs treflichste angewandt zu sehen.

Damit aber diese schönen Zwecke desto gewisser erreicht werden, müssen diese Fortbildungsanstalten von oben herab gehörig kontrolliret werden. Den Distrikts-Schulinspektoren kommt es zu, den Konferenzen zuweilen unvermuthet beizuwohnen, um den Geist der darin herrschenden Thätigkeit aufzufassen. Jährlich läßt er sich von jedem Vorsteher eine Klassifikationsliste nebst den gelieferten Arbeiten als Belegen zu der erstern vorlegen, und schickt solche, von ihm revidirt, der obersten Kreisbehörde ein. Der Kreisschulrath verfertigt hieraus eine allgemeine Qualifikationsliste der sämmtlichen Schullehrer seines Kreises, und legt solche der allerhöchsten Behörde vor. Kein Lehrer wird künftig mehr zu einer Gratifikation empfohlen; keiner darf auf eine bessere Schulstelle Anspruch machen, als wer auf dieser Qualifikationsliste sich eine gute Note erworben hat.

Doch wie? wenn nun diesen Fortbildungsanstalten gelungen seyn wird, bei den sämmtlichen Schullehrern die Lücke ausgefüllt zu haben, welche sich bisher in ihrer technischen Lehrgeschicklichkeit vorgefunden hat, sollen sie dann wieder eingestellt werden? Sie werden schon um deswillen nicht überflüßig werden, weil für jeden Lehrer das Bedürfniß bleibt, sich unter guter Aufsicht im Guten fortzuüben. Es

giebt

giebt keinen Stillstand in der ganzen Natur, und nach einem unabänderlichen Gesetze derselben, geht jeder Mensch in seiner Bildung wieder rückwärts, so wie er darinn nicht weiter vorwärts schreitet.

Damit man aber um so weniger glaube, mit jener technischen Ausbildung das Ziel vollendeter Bildung schon erreicht zu haben, so stelle ich hier noch einen höhern Zweck auf, der durch diese Fortbildungsanstalt mit der Zeit könnte beabsichtiget werden.

Unsere Schullehrer sollen die Grundbildner der Menschheit seyn. Die Elemente dessen, was jedem Menschen zu wissen, zu fühlen, zu wollen, Noth thut, wenn er seine hohe Bestimmung auf Erden erreichen will, soll er in den Elementarschulen empfangen. Noch sind unsere Schullehrer nicht in diese höhere Bildungslehre der Wahrheit eingeweiht. Was sie und der größere Theil der Menschen davon wissen, ist nur kaum das ABC derselben zu nennen. Wie? wenn uns durch diese Fortbildungsanstalt der Weg gebahnt würde, unsere Jugendlehrer mit jener ewigen Weisheit vertraut zu machen, die noch immer nicht vor der Afterphilosophie auf unsern gelehrten Schulen sich in der Weltgeltend machen kann, und die gleichwohl einst noch der Antheil des ganzen Menschengeschlechts werden und demselben das goldene Zeitalter der Unschuld wieder zurück bringen soll und muß? Wie? wenn es möglich wäre, auf diese Weise nicht bloß technisch geschickte Schullehrer, sondern auch weise Männer zu bilden, die mit an der Rettung der Menschheit arbeiten könnten, damit diese im Eigendünkel ihrer sinnlichen Thorheit nicht völlig verlohren gehe?

Schel-

Scheltet diese Aussicht keinen Traum. O der Mensch vermag mit der Allmacht eines Gottes zu wirken, wenn er sich zu göttlichen Ideen erhebt!

II.

Betrachtungen über die fünf Sinne *).

Die wichtigsten und edelsten Organe des menschlichen Körpers sind ohne Zweifel die uns allen wohlbekannten fünf Sinne, die den Menschen mit der Aussenwelt in die genauste Verbindung setzen und gleichsam der Brennpunkt

*) Sollte dieser Aufsatz bei seinen Lesern einer Rechtfertigung bedürfen, so würde sie ohngefähr in folgendem bestehen: 1) liegen die Sinne den Sinnen des Menschen so nahe, daß alles noch so tief aus ihnen geschöpfte auch vom gemeinen Menschenverstand leicht begriffen werden kann. 2) Läßt sich an diese Materie eine Reihe der nützlichsten und wichtigsten Wahrheiten anknüpfen, deren Kenntniß gebildeten Schulmännern nicht länger erlassen werden darf, weil sich nur bei einigem Nachdenken die Frage darnach so häufig aufdringt. 3) Die Denkkräfte und den Beobachtungsgeist an weit hergeholten, mit der menschlichen Natur in geringerer Beziehung stehenden Dingen zu üben, ist lange nicht so ersprießlich als sie auf einen Gegenstand zu richten, der unser treuester Nächster und Begleiter ist und eben um dieser Nähe willen am leichtesten übersehen wird, nämlich auf unsern eignen Körper. 4) Die Theorie der fünf Sinne enthält so vieles,

punkt sind, in welchem die Strahlen aller äußern Erfahrungen zusammenlaufen. Die Thiere, die sonst in keiner Hinsicht sich mit uns messen dürfen, haben sie zwar mit uns gemein; wie aber die Natur alles an uns geadelt und zu einem höhern Zweck und edlern Lebensgenuß bei uns angelegt hat, so hat sie auch den Sinnen in ihrer Vereinigung mit dem menschlichen Körper eine weit höhere Bestimmung angewiesen, als in Verbindung mit dem thierischen Körper. Ueberaus lehrreich sind die Betrachtungen, die sich uns darbieten, wenn wir nur im Allgemeinen über sie nachdenken. Da sie auch die Thiere mit uns gemein haben, so erinnert uns das zuvörderst an unsere Dürftigkeit und Abhängigkeit von der Sinnennatur, der wir uns als endliche Wesen mit aller Mühe nie ganz entziehen können. Die Sinne sind es, die uns die wichtigsten Elemente der Erkenntniß zuführen, und doch haben wir es nur der Gunst des Zufalls zu verdanken, daß wir jener köstlichen Werkzeuge nicht ganz beraubt sind. Ein Sinn mehr oder weniger macht aber einen großen Unterschied in der Welt der Genüsse und Erkenntnisse, auf die wir gegenwärtig angewiesen sind. Von tausend Gegenständen hätten wir dann keine Ahnung; könnten wir uns, auch bei der deutlichsten Beschreibung, mit der man uns zu Hülfe kommen

les, was durch den Kanal des Schulunterrichts in die Köpfe der gemeinsten Dorfkinder herabgeleitet werden kann und darf, daß es sich wohl der Mühe lohnt, dem Lehrer selbst diejenigen Kenntnisse nicht länger vorzuenthalten, welche von ihm zum Theil wieder den Schülern beigebracht werden können.

men wollte, keine Begriffe bilden, wir wären um eine beträchtliche Summe ärmer an Vorrath für Verstand und Empfindung, als andere, die mit diesen Sinnen begabt sind. Denken wir uns vollends ein menschliches Wesen, das von Kindheit an aller Sinne durchaus beraubt wäre, was bliebe uns von dem so hoher Vorzüge fähigen Wesen übrig, als eine unbehülfliche, bejammernswürdige Fleischmasse, gegen welche das unvollkommenste Thier noch glücklich zu preisen wäre? und doch könnten in ihm die Talente eines großen Geistes schlummern, die ohne Gebrauch der Sinnenwerkzeuge nur nicht zur Entwiklung kommen. Ein Geschöpf, das nicht hört, nicht sieht, nicht riecht, schmeckt und fühlt, wäre die traurigste Misgeburt, die man sich nur denken kann. Ohne Sinne war also keine Entwicklung der menschlichen Anlagen möglich, ohne sie ist an dem Menschen nichts, das ihn als Vernunftwesen kennbar macht und auszeichnet. Erst muß er durch sie mit der äußern Welt in Verbindung treten, ehe er zum deutlichen Bewußtseyn seiner selbst sich erheben kann; die herrlichsten Seelenkräfte bleiben für ihn ewig ein todtes Kapital, würde ihm durch den Gebrauch der Sinne nicht die Pforte zu ihnen geöffnet. Er geht in der Ausbildung seiner Kräfte von einem Punkte aus, auf den die Natur auch das Thier gestellt hat; eine Ansicht seiner Erziehungsgeschichte, die alle Schwingen eines unzeitigen Stolzes lähmt und ihm das gehörige Maas bescheidener Selbstschätzung einschärft!

Aber ob wir gleich dem Thiere an Zahl und Schärfe der Sinne nicht überlegen sind, so sind wir mit ihnen

nen doch nicht auf denselben Erfahrungskreis beschränkt, auf den das Thieres ist, sondern können uns zu einer Höhe von Einsicht und einem Umfang der Erkenntniß empor heben, hinter welchem das Thier unendlich weit zurück bleibt. Ein Beweis, daß noch eine höhere geistige Kraft in uns liegt als die Sinnlichkeit und daß wir unsers geringen Anfangs und unserer sinnlichen Verwandtschaft mit dem Thiere ungeachtet allen vernunftlosen Geschöpfen der Erde weit vorangehen. An Vollkommenheit und Mannichfaltigkeit der Sinne werden wir von manchem Thiere sogar übertroffen; der Luchs und Adler sieht schärfer, der Haase und Maulwurf hört feiner, der Hund und Geyer riecht weiter als der Mensch; aber die Natur hat darum nicht stiefmütterlich an uns gehandelt. Denn wo die Sinne uns verlassen, nimmt uns die Vernunft in ihre Arme und spendet mit freigebiger Hand einen Ueberfluß solcher Gaben an uns aus, von denen dem Thiere auch nicht der schwächste Funken zu Theil wurde. Bei uns wirken die Sinne mit der freien Wahl der Vernunft, bei dem Thiere mit der blinden Nothwendigkeit des Instinkts. Dort brauchten sie also bei weitem nicht so scharf, zahlreich und bestimmt zu seyn, wie hier. Denn was die Sinne nicht erreichen, das führt durch Einbildungskraft und Klugheit, scharfsinnige Urtheile und Schlüsse, künstliche Maschinen und Instrumente die Vernunft herbei. Die Ausrüstung mit schärfern Sinnen würde die Kräfte seiner Vernunft unterdrückt haben; der schwächere Sinn enthielt die Aufforderung, die Vernunftkräfte desto mehr zu üben und durch sie dasjenige zu ersetzen, was jene nicht zu leisten vermochten. Man könnte zwar, wenn man sich

durchaus mit der gewöhnlichen Sinnenzahl nicht begnügen wollte, den Gesichtssinn in zwei Theile zerlegen und das über den empfindlichen Theil des ganzen Körpers verbreitete Gemeingefühl von dem in den Fingerspitzen liegenden Betastungssinne unterscheiden, woraus uns dann 6 Sinne entspringen würden; allein da auch der Betastungssinn in der Hauptsache mit dem Gemeingefühl übereinkommt und als besondere Art unter dem letztern enthalten ist, so bleiben wir der hergebrachten Eintheilung billig getreu und erkennen hier abermals eine wohlthätige Veranstaltung der Natur, die das Gesetz der Sparsamkeit in allen ihren Theilen befolgt und den Menschen, dieses zur freien, unbeschränkten Thätigkeit bestimmte Vernunftwesen, so viel möglich, von zu großem Sinnenzwange unabhängig erhalten wollte. Nur durch ganz lockere und leichte Bande sollte er an die Sinnenwelt geknüpft seyn. Hätte sie ihn mit noch mehrern und schärfern Sinnen begabt, so würden diese Bande nur Sclavenfesseln seyn, in welchen sein angeborner Trieb zur freiern Thätigkeit schwerfällig einherschreiten und den äußern Eindrücken auf ihn nothwendig unterliegen müßte. Nur so weit der Erwerb sinnlicher Erfahrungen und die Erhaltung seiner körperlichen Existenz dadurch befördert wurde, waren die Sinne für ihn unentbehrliche Vermittler zwischen seiner innern und äußern Welt; noch fester an die letztere gekettet blieb er nicht Mensch, sondern sank unausbleiblich in die Klasse vernunftloser Geschöpfe herab.

Man hat angemerkt, daß manche dieser Sinne mehr dazu dienen, Erkenntnisse und Anschauungen von äußern Gegenständen einzusammeln, andere hingegen

mehr

mehr zur Herbeiführung angenehmer Lebensgenüsse und zur Vermeidung deſſen, was ihnen widerſteht, eingerichtet ſind und weil wir durch jene mehr nach auſſen zu den Objekten, die wir wahrnehmen, hingezogen werden, dieſe hingegen die ſubjektive Beſchaffenheit unſeres Organes ſelbſt uns fühlbar machen, ſo hat man jene die objektiven, dieſe die ſubjektiven Sinne genannt. Sinne der erſten Klaſſe ſind der Betaſtungsſinn, das Geſicht und das Gehör, die von der zweiten: der Geſchmacks- und der Geruchsſinn. Die Empfindungen der erſten Klaſſe ſind mechaniſcher, die der zweiten chemiſcher Art, d. h. an den Objekten der erſten geht durch ihren Einfluß auf die Sinnenwerkzeuge nicht die geringſte Veränderung vor, die der zweiten aber müſſen erſt in ihre feinſten Theile aufgelößt ſeyn, ehe ihre Wirkung auf unſere Sinnenwerkzeuge empfunden werden kann.

Auch die Eintheilung in gröbere und feinere Sinne wird theils durch die einfachere oder kunſtreichere Struktur ihrer Organe, theils durch die Grobheit und Feinheit der Materien, welche den Empfindungsreitz verurſachen, gerechtfertigt. Die undurchdringlichen Widerſtand leiſtenden Theile des Körpers wirken auf das Gefühl. Die ſalzigen und öligen auf den Geſchmack, die flüchtigen, ausgedünſteten Stoffe auf den Geruch, die Schwingungen erſchütterter Luftwellen auf das Gehör, die Lichtſtrahlen auf das Geſicht. Hier wird aber die Materie, durch welche der beſondere Reitz hervorgebracht wird, bei dem nächſten Sinne jedesmal zärter und feiner, und mit ihr ſteigt auch die Zärte und Feinheit der Organe ſowohl als die eigenthümlichen Empfindungen, die von ihnen herrühren.

Wie aber das Zarte und Zusammengesetzte überall leichter zerstört werden kann, als das Einfache und Rohe, so bemerken wir auch hier, daß mit zunehmenden Jahren Gehör und Gesicht früher abgestumpft werden und uns ihren Dienst versagen, als die drei niedern Sinne, und daß überhaupt ein Sinn um so längerer Zeit zu seiner Ausbildung bedarf, und um so früher wieder geschwächt werden muß, je feinere und deutlichere Empfindungen er giebt, so daß nach der Regel das Gefühl die längste, das Gesicht die kürzeste Dauer haben sollte. Den edlern Sinnen fehlt es daher in der zarten Kindheit aus Mangel an Uebung noch gar sehr an der nöthigen Schärfe und Bestimmtheit. Die größte Vollkommenheit erreichen sie erst in den mittlern Lebensjahren, obgleich unser weichliches Zeitalter uns eine Menge unbärtiger Jünglinge und junger Männer aufzeigt, die sich eine Ehre daraus machen, mit der Doppelprille auf der Nase sich vor der Zeit das Ansehen übermännlicher Reife und Vollendung zu geben.

Jeder Sinn hat seinen eigenen Wirkungs- und Wahrnehmungskreis, d. h. einen gewissen Raum, über welchen hinaus er die Gegenstände entweder gar nicht, oder doch nicht mit der gehörigen Klarheit empfindet. Die Größe dieses Raums steigt nach dem Verhältniß der so eben angegebenen Grobheit und Feinheit der Sinne. Gefühl und Geschmack erfordern zu ihrer Wahrnehmung eine unmittelbare Nähe der empfindbaren Gegenstände. Wir müssen uns mit ihnen in wirkliche Berührung versetzen, wenn sie von uns gefühlt, betastet, geschmeckt werden sollen. Einer je genauern Prüfung wir sie vermittelst der Berührung unter-

unterwerfen, desto richtiger und vollständiger ist die daraus hervorgehende Erkenntniß. Weiter in die Ferne hinaus wirkt der Geruch, der die Ausdünstungen eines Körpers schon in ziemlicher Distanz von ihm empfindet. In noch größerer Entfernung werden wieder die Töne und Schälle vernommen. Ein starker Kanonen- oder Gewitterdonner erreicht unter günstigen Umständen das menschliche Ohr noch aus einer Entfernung von 20 — 30 Meilen. Aber im Grunde sind wir doch auch mit diesem Sinne auf eine Sphäre von mäßigem Umfang eingeschränkt. Die Natur bringt keinen Schall hervor, der auf 100 Meilen hörbar wäre, noch viel weniger ist zu wünschen, daß es je die Kunst versuchen möge. Wie schrecklich müßte dieser Schall auf diejenigen wirken, die in der Nähe seiner Entstehung sich befinden! Man erinnere sich hierbei nur an die unglücklichen Bewohner Leydens und Eisenachs, die ganz neuerlich die Wirkungen furchtbarer Pulverentzündungen erfahren haben. — Aber weit über den Umfang unseres Erdkreises in unermeßliche Räume hinaus blickt das Auge und sieht den Mond, die Sonne, die Planeten und Fixsterne vermittelst des ätherischen Lichts, das diese Körper mit unglaublicher Geschwindigkeit von sich ausströmen. Wenn der Schall in einer Sekunde nur einen Raum von ungefähr 1040 pariser Schuh durchläuft, so legt das Licht in dieser Zeit den weit größern Raum von 49280 Meilen zurück und bewegt sich daher 900,000 mal geschwinder als der Schall. Durch Billionen Meilen wird es noch nicht so geschwächt, daß es unser Auge nicht lebhaft genug empfinden sollte. Welcher ungeheure Unterschied in Ansehung der Empfindungsweite zwischen Gefühl und Gesicht!

Schon

Schon nach Maasgabe unserer gröbern und edlern Sinne läßt sich die menschliche Natur in eine thierische (animalische) und geistige (vernünftige) eintheilen. Zur Sicherstellung unseres thierischen Lebens werden alle heilsamen oder schädlichern Einflüsse von aussen durch Gefühl, Geschmack und Geruch mit ziemlicher Gewißheit aufgespürt. Der Schmerz, der durch Hauen, Stechen, Stoßen, Prellen, Brennen, Frieren ꝛc. verursacht wird, macht uns bei Zeiten auf die Gefahren aufmerksam, die von dieser Seite unserer sinnlichen Existenz drohen. Die Lustgefühle, die durch Streicheln, Fächeln, Wärme, Kühlung ꝛc. in uns entstehen, laden zu völliger Hingebung in den behaglichen Zustand ein. — Wie unglücklich schätzt sich der Freund delikater Speisen und Getränke, sobald er durch Uebermaas des Genusses den Geschmack an dem, was für ihn das höchste und einzige Gut auf Erden war, verloren hat? Wie lechzt er vergebens nach der Wiederkehr des unwiederbringlich zerrütteten Sinnes? So sehr indessen der blos als thierischer Sinn befriedigte Geschmack den Menschen erniedrigt, so nothwendig war er doch zur Erhöhung erlaubter Lebensgenüsse und zur Erregung desjenigen Wohlgeschmacks, ohne welchen die Nahrungsmittel dem menschlichen Körper nicht gedeihen würden. Sie würden dann entweder mit Eckel oder doch mit Gleichgültigkeit zu uns genommen und in beiden Fällen unserer Gesundheit nicht so zuträglich seyn, wie jetzt. — Am entbehrlichsten könnte uns der Geruchssinn scheinen. Kant nennt ihn den undankbarsten unter allen. „Es verlohnt sich nicht, sagt er, ihn zu kultiviren, oder wohl gar zu verfeinern, um zu genießen; denn es giebt mehr Gegenstände des

Eckels

Eckels (vornehmlich in volkreichern Oertern) als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann und der Genuß durch diesen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend seyn, wenn er vergnügen soll.“ — In der That trägt er in dieser Hinsicht auch nur wenig zur Erhaltung unsers körperlichen Wohlseyns bei. Der Vortheil, den die Annehmlichkeit der Wohlgerüche auf der einen Seite verschafft, wird durch den Nachtheil, den die Behältnisse stinkender Pestgerüche auf der andern hervorbringen, so ziemlich aufgewogen. Gehört ja selbst der Mensch unter die Zahl derjenigen Dinge, deren Ausdünstung einen übeln Geruch verbreitet. Allein zunächst war es auch mit diesem Sinne nicht auf die angenehmen oder unangenehmen Gerüche angesehen, die er herbeischaffen sollte, sondern abermals auf die Sicherheit unsers körperlichen Wohlbefindens, daher er als negative Bedingung desselben auch von Kant in seiner Wichtigkeit anerkannt wird. Denn im Allgemeinen gilt die Regel: die angenehmen Gerüche, wenn sie nicht das Produkt künstlicher Mischungen und Zusammensetzungen sind, wie z. B. Arzneien, die unangenehm riechen und doch gesund seyn können, sind der physischen Natur jederzeit heilsam und zuträglich, die unangenehmen schädlich und zerstörend. Jene laden uns ein, diejenige Atmosphäre ohne Bedenken einzuathmen, die mit ihnen geschwängert ist, diese sind als Warnungszeichen zur Vermeidung derjenigen Oerter anzusehen, wo nur eine verpestete Luft eingesogen werden kann. Daraus leuchtet von Neuem hervor, daß auch der Geruch unter die Zahl der animalischen Sinne gehört. Wie unbehutsam würde der Mensch so manchem Dunstkreis sich nähern, der seinem Lungensy-

stem

stem verderblich ist, ja ihn in einen augenblicklichen Tod stürzt, wenn er nicht schon aus weiter Ferne durch die ihm entgegenwallenden pestilentialischen Dünste zurückgetrieben würde?

Daß das Gehör einen weit höhern Rang einnimmt als die vorigen Sinne, ist allen Liebhabern des Gesangs und der Tonkunst zur Genüge bekannt. Mit diesem Sinne streben wir schon zu einer höhern, geistigen Welt empor, die die edlern Gefühle unsers Herzens in Anspruch nimmt. Zögen alle Gestalten der Erde stumm und taub an uns vorüber, sie würden unendlich an Reitz und Annehmlichkeit verlieren; wir würden nicht in einer belebten, sondern Schattenwelt zu wandeln glauben, die uns mit Schauer erfüllt. Das wahre, geistige Leben offenbart sich uns nur durch modulirte Töne, daher auch unvernünftige Thiere uns um so mehr Liebe für sich einflösen, je melodischer ihre Töne sind. Die unscheinbare Nachtigall ist um ihres rührenden Flötentones willen dem Herzen jedes fühlenden Menschen ungleich verwandter, als der menschenähnliche Affe, mit seinem Possenspiel und grinzenden Zähneknirschen. — Durch den Zauber der Musik wurden zuerst barbarische Völkerhorden zur Menschlichkeit gebracht, die wundervolle Harmonie der Töne schloß ihnen eine neue Welt schöner Gefühle und Empfindungen auf, öffnete ihr Herz dem beseligenden Eindruck des Wahren und Guten und versetzte sie in sympathetische Berührung mit allen fühlenden, liebenden Wesen ausser ihnen. Auch hat es die Natur in allen ihren Reichen an einer großen Mannichfaltigkeit von Tönen, Klängen und Schällen für unser Ohr nicht fehlen

len lassen. Selbst die leblose Schöpfung ist, was die Töne betrifft, nicht leblos zu nennen. Von allen Höhen und Thälern, aus allen Schluchten, Ritzen, Oeffnungen und Höhlen, aus Gesträuchen, Bäumen und Wäldern, von Bächen, Strömen und Meeren rauschen uns die verschiedenartigsten Akkorde entgegen, die uns wie Stimmen aus unbekannten Regionen, wie das Zauberconcert ätherischer Geisterchöre anwehen. — Mehr charakteristischer Ausdruck der Empfindung kündigt sich in den Tönen der Thierwelt an; sie sind einer so genauen, bestimmten Modulation fähig, daß sich Freude und Schmerz, Liebe und Haß, behaglicher und unbehaglicher Zustand sehr deutlich in ihnen zu erkennen giebt. Die größte Bewunderung verdient aber der Gliederbau der menschlichen Sprachen, wodurch nicht nur die geheimsten Gefühle der Seele, sondern auch die erhabensten Ideen der Vernunft ausgesprochen werden.

Das Gehör ist ein durchaus gesellschaftlicher Sinn und dadurch, daß er den Menschen aus selbst verschlossener Einsamkeit herauslockt, legt er den ersten Grund zum staatsbürgerlichen Verein. Die vorhergehenden Sinne reissen die von ihnen empfangenen Genüsse des Lebens eigennützig an sich, weil sie ihrer durch Mittheilung mehr oder weniger beraubt werden. Die Mittheilung der Gefühle hingegen, die durch Sprache und Tonlaute bewirkt wird, ist ein Genuß, der dadurch nicht vermindert, sondern vielmehr erhöht und verstärkt wird, daß mehrere an ihm Theil nehmen.

Der vollkommenste unter allen Sinnen ist aber doch unstreitig das Gesicht. Hoch auf dem Haupte

unter

unter der gebieterischen Stirne thront in wohlverwahrter erhabener Wölbung die Kugelform des Auges, und aus ihm strahlt in sprechenden Zügen die Majestät der menschlichen Gestalt. Kein anderes Sinnenwerkzeug liegt so frei und offen vor uns da, keines ist so wichtig in Ansehung des Gebrauchs und keines kehrt so sehr das Innere des Menschen nach aussen, als das Auge. Lange Midasohren lassen sich allenfalls verstecken, aber das Auge läßt sich nicht verschleiern, ohne schon durch diesen Schleier verdächtig zu werden. In ihm drückt sich Geist und Charakter des Menschen aus, es verkündet uns seinen Tiefsinn und Forscherblick, seine Einfalt und Stupidität, seine Liebe und Freundschaft, seine Unschuld und Seelenruhe, seinen Zorn und Widerwillen, seine Verworfenheit und Gewissensangst; das ganze Innere drängt sich in ihm nach aussen hervor. Ein unermeßlicher Reichthum von Erfahrungen und Erkenntnissen aus der sichtbaren Welt wird durch das Auge erbeutet. Die herrlichsten Beobachtungen über die drei Reiche der Natur werden uns durch diesen Sinn zugeführt, wo das Auge nimmer satt wird von Anschauungen einer dicht zusammengehäuften Wunderwelt und vom Erstaunen nicht zurückkommt über die schönen Formen, Farben und Gestalten, die in der Schöpfung rings herum zerstreut sind.

Mit diesen Eroberungen war aber der menschliche Geist noch nicht zufrieden. Vermittelst künstlicher Sehrohre und Vergrößerungsgläser, wodurch die natürliche Schärfe des Auges tausendfach verstärkt wird, suchte er noch weiter in die verborgenen Tiefen der Schöpfung einzudringen, blickt mit jenen in die Welt des Un-

end-

endlich großen, wo er von den Planeten zur Sonne, von der Sonne zu Sonnensystemen sich aufschwingt, mit diesen in die Welt des Unendlichkleinen, wo der Wassertropfen zu einem kleinen See anschwillt, der mit unzählbaren kleinen Geschöpfen bevölkert ist, die hier mit unglaublicher Regsamkeit ihres zarten Lebens sich freuen. Da liegt denn der Mensch mit sich selbst im Streit, in welcher der beiden Welten er die Grösse ihres Urhebers am meisten bewundern soll. Dort zerlegt sich die Milchstraße in einzelne Sterne, die nur wegen ihrer unermeßlichen Entfernung nicht deutlich unterschieden werden können, hier entdeckt sich ein zahlloses Heer kleiner Thiere, Infusionsthierchen genannt, die nur wegen ihrer Winzigkeit mit bloßem Auge von uns nicht wahrgenommen werden.

Wir gehen nun zu einer genauern Beschreibung der Werkzeuge, Verrichtungen und Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Sinnes über, indem wir nach der bisher angegebnen Rangstufe einen auf den andern folgen lassen.

1) Das Gefühl.

Aus dem Gehirn und Rückenmark verbreitet sich bis in die äusserſten Theile des menschlichen Körpers eine große Menge cylinderförmiger Fäden, die eine markige Substanz enthalten und in verschiedenen Richtungen meistens paarweise erst in dickern Aesten, dann in dünnern Zweigen und Zweigleins den ganzen Körper durchweben; man nennt sie Nerven. Allen festen Theilen, welche mit ihnen versehen sind, kommt

Em-

Empfindung, Sensibilität zu; Theile, die keine Nerven haben, sind gefühllos, wie Zähne, Haare, Nägel ꝛc. Andere, als: Knochen, Knorpel, Sehnen, Flechsen, sind zwar im gesünden Zustande ebenfalls ohne alle Empfindung, nehmen aber im gereitzten Zustande z. B. bei Entzündungen, zuweilen einen hohen Grad der Empfindlichkeit an. Wir mögen nun einen Punkt unseres mit Nervenfäden durchwirkten Körpers berühren, welchen wir wollen, so wird diese Berührung gefühlt. Da man inzwischen keine Ursache hat, anzunehmen, daß sich die Nerven in alle Punkte der fleischigen Theile verzweigen, so schreibt man ihnen die Fähigkeit zu, nicht blos da zu empfinden, wo sie liegen, sondern auch in eine gewisse Distanz von sich hinaus, die man die sensible Atmosphäre der Nerven nennt. Man hat sie sonst mit gespannten Saiten verglichen, durch deren Erschütterung die Empfindung gerade so entstehe, wie durch die Luftschwingungen vermittelst der Saiten die Töne, und diese Vergleichung hat besonders bei Dichtern vielen Beifall gefunden. Aber sie verleitet zu falschen Ansichten. Denn sie liegen weder so frei, wie Saiten liegen müssen, wenn sie einen Ton von sich geben sollen, noch sind sie gespannt wie jene, sondern schlängeln sich ganz schlaff als eine weiche und breiartige Masse unter den Muskeln und Zellgeweben dahin und sind allenthalben mit weicher Materie dicht umgeben. — Der Grund der Empfindung liegt daher unstreitig in der innern Construktion der markigen Substanz selbst und läßt allenfalls nur noch eine andere Hypothese zur Erklärung zu, nämlich die von einem äusserst feinen und flüchtigen Stoff, den man Lebensgeist oder Ner-

ven-

venſaft nennt. Das Gehirn denkt man ſich als Abſonderungsorgan dieſer Flüſſigkeit, ſie bewege ſich eben ſowohl vom Gehirn in die Nervenzweige herab, als von dieſen in das Gehirn zurück. Durch geiſtige und körperliche Anſtrengung werde ſie aufgezehrt, durch Ruhe und ſtärkende Nahrungsmittel wieder erſetzt. Genug, die Nerven ſind die einzige Quelle aller Empfindung am ganzen Körper. Dieſe kann ſowohl auf der Oberfläche unſerer Haut, als in den verſchiedenen Oeffnungen und Eingängen, die zu den innern Theilen führen, als auch in dieſen Theilen ſelbſt hervorgebracht werden. Gefühl bedeutet dann jede Empfindung, welche entſteht, wenn irgend ein empfindlicher Theil unſeres Körpers von einem andern Körper, (ſey auch dieſer wieder ein Theil unſeres eigenen) berührt wird. Je mehrere und feinere Nerven ſich über einen ſolchen Theil verbreiten, deſto ſtärker iſt das Gefühl, je weniger, deſto ſchwächer.

Die Oberfläche unſerer Haut iſt mit vielen Nervenenden durchflochten, daher fühlen wir auch hier ziemlich deutlich und beſtimmt. Aber das vollkommenſte und zarteſte Gefühl haben wir doch in den an ihrer Rückſeite mit den Nägeln beſetzten Fingerſpitzen; ihnen ſchreibt man daher vorzugsweiſe denjenigen höhern Grad der Fühlbarkeit zu, den man Betaſtungsſinn nennt. Hier nehmen die Hauptnerven eine drüſenartige dickere Geſtalt an, erheben ſich wie zarte Körner, und bilden kleine Wärzchen, welche aus Zellgewebe, Blutgefäßen und der weichen Nervenſubſtanz beſtehende Hügelchen ſind. Sie heißen deswegen auch Nervenwärzchen oder Fühlkörner. Jedesmal

mal, wenn wir die fühlbaren Eigenschaften eines Gegenstandes recht deutlich kennen lernen wollen, pflegen wir ihn mit den Fingerspitzen zu befühlen.

Durch das über die Oberfläche unseres Körpers sich hinziehende Gemeingefühl erhalten wir schon ziemlich deutliche Eindrücke von Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit, Schärfe und Stumpfheit, Weichheit und Härte, Rauheit und Glätte ꝛc. äusserer Gegenstände. Aber bestimmter werden diese Eindrücke empfunden, wenn wir sie uns durch den Betastungssinn verschaffen. Ja, über gewisse Eigenthümlichkeiten äusserer Dinge würden wir ganz im Dunkeln schweben, wenn wir sie nicht der nähern Prüfung dieses Sinnes unterwürfen, z. B. über das Runde, Eckige, Platte, Gebogene, Gefiederte, Wollige, Gekräuselte ꝛc.

Wenn wir den Eindruck eines gewissen Gegenstandes fühlen und eine deutliche Vorstellung von ihm erhalten sollen, muß er Haut und Nerven nicht nur berühren, sondern auch einen gewissen Druck oder Widerstand darauf äußern. Daher können Licht, Luft, elektrische und magnetische Materie im gewöhnlichen Zustande nicht auf das Gefühl oder auf den Betastungssinn wirken.

Der Druck, den ein Gegenstand auf das Gefühl macht, wird durch die Nerven bis zur Seele fortgepflanzt, und veranlaßt daselbst eine Vorstellung des Drucks, durch welche sie sich des außer ihr befindlichen Gegenstandes bewußt wird. In dieser Vorstellung unterscheidet man 1) ein Gefühl unserer selbst, das durch den Druck entsteht, und das uns anzeigt, daß

wir

wir auf irgend eine Weise von etwas ergriffen (afficirt) wurden; 2) eine Empfindung von etwas äussern, das uns widerstrebte, oder die Vorstellung eines vom Zustande des Subjekts verschiedenen Mannichfaltigen im Raume. — Ist die Seele gerade ins Nachdenken über andere Gegenstände versunken, so wird von ihr oft der stärkste Eindruck nicht wahrgenommen; er wird gleichsam von ihr zurück gewiesen, weil sie zu sehr mit andern Vorstellungen beschäftigt ist. Eben so kann man sich vorsätzlich gegen gewisse Empfindungen verhärten, indem man ihnen in der Vorstellung keinen Platz einräumt und die Aufmerksamkeit der Seele mit Gewalt auf andere Dinge lenkt. Zum Bewußtseyn einer gewissen Gefühlsäusserung gehört daher immer ein gewisser Grad von Reflexion oder Aufmerksamkeit, mit welcher man sich dem äußern Eindrucke hingiebt.

Eigentlich ist es blos das drückende und widerstehende, was durchs Befühlen unmittelbar empfunden wird. Allein die Art des Drucks ist bei verschiedenen Dingen so verschieden, daß man daraus leicht die Verschiedenheit der körperlichen Eigenschaften der Dinge selbst errathen kann. Denn fast jede Art von Körpern macht einen eigenthümlichen Eindruck auf den Gefühlssinn, der nur häufig von der Aufmerksamkeit vernachläßigt wird.

Je feinere Unterschiede der Betastungssinn empfindet, desto feiner und schärfer ist er. Die Schärfe hängt theils von der natürlichen Beschaffenheit der Organe, theils von der künstlichen Bemühung des Subjekts, d. i. von Fleiß und Uebung ab. Der Mangel

gel des Gesichts nöthigt zur größern Kultur des Betastungssinnes, daher man bei Blinden Beispiele von einer Vollkommenheit dieses Sinnes antrift, die ans Unglaubliche gränzt. In Augsburg lebt ein blinder Antiquar, der unter seinen vielen Büchern jedem Kaufliebhaber bestimmt dasjenige herauslangt, nach dem gefragt wird. Auch die Farbenunterscheidung vermittelst des Gefühls hat man gewöhnlich den Blinden zuschreiben wollen, aber mehrer Blinde haben selbst gestanden, daß sie die Feinheit ihres Gefühls nicht so weit auszubilden im Stande seien.

Für gewisse Stände, z. B. Hebammen, Aerzte, Frauenzimmer, ist die Kultur dieses Sinnes von grosser Wichtigkeit, und sie haben alle Ursache, sich in Acht zu nehmen, daß der Betastungssinn durch Abstumpfung der Fühlkörner in den Fingerspitzen nicht zerstört werde. Dies könnte leicht geschehen, wenn sie, wie Handwerker und Landleute, grobe Handarbeiten verrichten, die Finger großer Kälte oder Hitze aussetzen oder, wie Tabacksraucher und Newton den Finger jenes Frauenzimmers, zu Tabacksstopfern brauchen wollten.

Einen so weiten Spielraum auch dieser Sinn hat, so soll es doch schon Menschen gegeben haben, denen derselbe ganz versagt war. In Frankreich sah man im Jahre 1773. ein 18jähriges Mädchen, das nicht das geringste Zeichen von Empfindung gab. Man konnte sie stechen und kneipen, wie man wollte, sie fühlte nichts. Nie hatte sie gelacht, nie geweint, nie etwas verlangt. Wo man sie hinlegte, blieb sie liegen, bis man sie wegnahm. Ihr nur schwach schlagendes Herz war das einzige Kennzeichen des wirklichen Lebens

an

an ihr. — Seit einigen Jahren reisen in Europa mehrere Menschen herum, die das was die Natur diesem Mädchen versagte, künstlich verläugnen. Sie fahren sich mit glühenden Eisen über alle Theile des Körpers, tropfen brennendes Siegellack auf die Zunge, gießen siedendes Blei und Oel in den Mund, trinken Scheidewasser wie den besten Liqueur, laufen mit bloßen Füßen auf glühenden Pflugschaaren hinweg mit einem Wohlbehagen, als wenn sie auf Eiderdunen giengen und kriechen sogar, gleich den 3 Männern im feurigen Ofen, in stark geheitzte Backöfen. Sie nennen sich deswegen die Unverbrennlichen. Männer, die zum Theil diese Versuche an sich selbst machen, geben darüber folgende Aufschlüsse: Es giebt Menschen, die, ohne das geringste materielle Mittel anzuwenden, eine Temperatur von 80° Reaumür aushalten können, und solche machen die meisten Experimente nach, die der unverbrennliche Spanier Roger vornimmt, blos weil sie von Natur einen unglaublichen Grad von Hitze vertragen können. Sie stecken, ohne die geringste Charlatanerie und künstliche Vorbereitung, ihre Hände in siedendes Wasser, fassen glühende Kohlen an, lassen sich Siegellack auf die Zunge tröpfeln, blos vermöge einer spezifischen Fähigkeit ihres Körpers, eine solche Wärme auszuhalten. Manche mögen diese Fähigkeit besitzen, ohne es selbst zu wissen. Diejenigen, welche sie nicht besitzen, könnten sie durch Bestreichung mit salzsauren Mittelsalzen, z. B. Barit, salzsauern Kalk ꝛc. die die Feuchtigkeit aus der Luft an sich ziehen, ersetzen. Auch darf man sich die äußern Körpertheile nur mit Phosphor bestreichen und dann mit dem glühenden Eisen darüber hinfahren, und man empfindet nur einen ganz

unbedeutenden Schmerz, wobei kleine Bläschen auf der Haut entstehen, die bald wieder verschwinden. Der Trinker des Scheidewassers habe nichts zu thun, als Kali vor- und nachzutrinken, wodurch das Scheidewasser oder die Salpetersäure, wie es eigentlich heißt, vermittelst chemischer Zerlegung in wirklichen Salpeter verwandelt werde. Dieses wird indessen bei den Lesern am wenigsten Glauben finden. Das siedende Blei, das sich jene Unverbrennlichen in den Mund gießen, sey eigentlich nicht reines Blei, sondern eine Mischung von Wismuth, Zinn und Blei, welche schon bei der Temperatur von 80 Reaumür schmilzt, die nun einmal solche Menschen müßten aushalten können. —— Doch will ich Niemanden rathen, auf diese simple Beschreibung hin dergleichen Experimente an sich selbst zu machen.

2) Der Geschmack.

Dieser hat seinen Sitz hauptsächlich auf der Zunge und zwar an der obern Fläche und den Seitentheilen derselben, doch haben wir auch am Gaumen, an den Lippen und im Schlunde einige, wiewohl nicht so deutliche, Empfindung von den schmeckbaren Körpern. Daher auch zungenlose Menschen den Geschmack einer Sache durch die hier befindlichen Geschmacksnerven ganz gut unterscheiden konnten. Freilich haben bei andern Menschen diese nur eine schwache Empfindlichkeit, vielleicht schärfte sie aber bei jenen der Mangel der übrigen Geschmacksnerven, so wie die Natur überhaupt dem Menschen das was sie ihm auf die eine Art versagt, auf eine andere reichlich wieder zu vergel-

ten

ken pflegt. Eigentlich sind es 3 Nervenstämme, welche von verschiedenen Seiten sich in die Zunge vertheilen, worunter aber zwei blos bestimmt sind, der Zunge Gefühl überhaupt zu verschaffen, der sogenannte Zungennerve aber an seinem Ende Wärzchen von verschiedener Größe und Gestalt bildet, die die Geschmacksempfindung hervorbringen. Die kleinsten von ihnen sind in großer Anzahl auf der Zunge zerstreut, haben eine kegelförmige Gestalt, und scheinen am lebhaftesten zu schmecken. Zwischen ihnen sieht man allenthalben größere hervorkommen, welche man die schwammförmigen nennt. Beiderlei Arten bilden an den beiden Seiten der Zunge parallele Striche, welche den spiralförmigen Linien der Nervenwärzchen an den Fingerspitzen ähnlich sind. Die größten unter ihnen sind die gestielten, deren gewöhnlich 7 — 11 sind und die gegen die Wurzel der Zunge stehen. Wenn wir etwas schmecken wollen, so muß die Zunge feucht seyn. Deswegen wird von den kleinen Drüsen der Lippen, der Backen, des Gaumens und der Mundhöhle viele Feuchtigkeit abgesondert, mit welcher sich noch zu leichterer Verdauung der Speichel vermischt. Er ist ein wäßriger, auflösender, seifenartiger, mit einigen Erd- und Salztheilchen versehener Saft, der hauptsächlich aus den beiden Ohr- und Kinnladendrüsen kommt.

Die eigentlich schmeckbaren Theile der auf die Zunge gebrachten Körper sind die in ihnen enthaltenen salzigen und öhligen Theile. Körper, welche gar keine solchen Theile enthalten, wie das reine Wasser, erregen auch keinen Geschmack. Kommt nun ein schmeckbarer Körper auf unsere Zunge, so werden die

salzigen und öhligen Theile durch die Säfte in dem Mund nach und nach chemisch aufgelößt und mit jenen Theilen gemischt, die Nervenwärzchen richten sich unwillkührlich in die Höhe, kommen den schmeckbaren Theilen entgegen; diese werden von ihnen auf eine eigene Art empfunden und diese Empfindung heißt Geschmack. Die Wirkung der schmeckbaren Körper auf die sehr empfindlichen Nervenwärzchen zu dämpfen und zu mäßigen, verbreitet sich, von eignen Gefäßen abgesondert, ein zäher Schleim auf der Zungenoberfläche, der jedoch im gesunden Zustande flüßig genug ist, um sich nicht auf derselben festzusetzen.

Die Geschmacksarten sind sowohl in Hinsicht der Objekte, die den Geschmack liefern, als der Subjekte, die ihn haben, sehr verschieden. In ersterer Hinsicht unterscheiden wir besonders einen scharfen, salzigen, sauern, süßen, bittern, herben, laugenhaften, faulen, weinichten, gewürzhaften, faden, fettigen ꝛc. Geschmack. Der subjektive Geschmack mag so mannichfaltig seyn, als die Subjekte selbst; das Sonderbarste dabei ist, daß wir uns nicht einmal genau darüber verständigen können. Es wäre dahe. gar wohl möglich, daß vermöge einer besondern Reizbarkeit der Geschmacksnerven ein Mensch das Küchensalz süß und ein andrer den Zucker sauer schmeckte und doch würden sie einerlei Geschmack davon zu haben meinen, weil sie die Benennungen gegen einander austauschen, und der Eine, um sich gleichförmig mit den Uebrigen auszudrücken, dasjenige süß nennt, was er eigentlich sauer empfindet und umgekehrt.

Auch

Auch in dem Grade der Geschmacksfähigkeit giebt es auffallende Verschiedenheiten. Durch den anhaltenden Genuß zu stark gewürzter und zu vielfach gemischter Speisen, kann er sehr geschwächt werden. Die Köche großer Herrn sind darinn oft in nicht geringer Verlegenheit, was für neue Mischungen sie erfinden sollen, die Gaumen einer geschmacklosen Tafelrunde zu befriedigen.

Und der Pöbel beneidet das Glück des mächtigen Mannes;
Aber mit schärferem Blick sieht in der Ferne der Weise
Wie vergebens sich hier von allen Theilen der Erde
Theure Speisen zusammengedrängt, und wie er vergebens
Alle Weine versucht, um seiner Zunge zu schmeicheln.
Doch sein Gefühl ist dahin! Sein längst verdorbener Magen
Muß die Pariser Pastete verschmähn, so sehr auch die Reuter
Mit ihr durch Länder geeilt, um seinen Geschmack zu vergnügen.
Und vor allem vergällt ihm sein Mahl die Furcht und die Unruh,
Welche beständig um ihn die störenden Schwingen verbreiten.

Zachariä.

Durch die Innigkeit des Wohlgeschmacks, der nach dem umgekehrten Verhältniß der Menge und Sparsamkeit der Gerichte ab- und zunimmt, hat die Natur einigermaaßen den Unterschied reich und arm besetzter Tafeln

Tafeln aufgehoben und den Reichen zu dem Armen herunter, den Armen zu den Reichen hinaufgesetzt. Leckermäuler, deren Zungenwärzchen aller Reitzfähigkeit schon beraubt sind, haben von den ausgesuchtesten Speisen lange nicht den kräftigen, labenden Genuß, als der unverwöhnte Gaumen von der einfachen, ländlichen Kost. Für manche Zunge ist dasjenige eine widerliche Arznei, was andere mit Begierde in sich schlucken, und viele Dorfleute mögen das ganze Jahr keinen Wein, ausgenommen ein wenig beim Abendmahl.

Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß alles, was einem gesunden und nicht verwöhnten Menschen angenehm schmeckt, dem Körper auch dienlich und zuträglich sei und umgekehrt. — Derjenige, der allem Vieh sein Futter giebt, hat unter andern weisen Einrichtungen zur Sättigung der Thiere auch die getroffen, daß er jedem Thiergeschlechte seinen eigenthümlichen Appetit zu solchen eßbaren Dingen auf die Zunge legte, die andere ungenießbar finden. Wollten alle nur dasselbe speisen, so würde ein noch so ungeheurer Vorrath zu ihrer aller Befriedigung nicht hinreichen. Man hat aber gefunden, daß die Ochsen 276 Kräuter verzehren, 218 nicht ansehen, daß die Ziegen 449 essen, 126 nicht berühren, und die Schaafe von 528 nur 387 zu sich nehmen; daher Versuche, die in Holland angestellt wurden, bewiesen, daß eine Wiese, die von 8 Kühen so abgeweidet worden, daß sie nichts nahrhaftes mehr darauf fanden, noch für 2 Pferde Futter gab, und da auch diese nichts mehr zu zehren hatten 4 Schaaffe noch einige Tage satt zu fressen fanden. Auch der Mensch lebt in den verschiedenen Welttheilen

von

von den verschiedenartigsten Gerichten und kann sich gewöhnen, die eckelhaftesten Dinge am Ende vortreflich zu finden. Der Rennthiertunguse speißt mit eben der Lüsternheit seinen aus gehacktem Rennthiermoos bereiteten und an der Sonne getrockneten Kuchen, ja sogar den (menschlichen) Mutterkuchen, mit welcher wir unsere geschmelzten Kirchweihkuchen verzehren.

Der Geschmack steht mit dem Geruche in sehr naher Verwandtschaft, welches aus dem Zusammenhang der Geruchshaut mit derjenigen, die den Gaumen bekleidet, und vermittelst dieser mit den Häuten des Schlundes und Magens, zu erklären ist. Dadurch wurde es möglich, mit Hülfe des Geruchs öfters die uns dienliche Nahrung zu unterscheiden, und darum ersetzt der Geruch zuweilen die Stelle wirklicher Nahrung. Personen, die mit Zubereitung der Speisen umgehen, essen weniger als andere. Ein Mensch erhielt sich einmal 4 Tage lang, ohne zu essen, durch den Geruch einiger mit Zwiebeln und Knoblauch vermischten Kräuter, und eine ganze Gesellschaft mußte blos davon purgiren, daß in ihrer Gegenwart schwarze Nieswurz in einem Mörser gestoßen wurde.

3) Der Geruch.

Das Organ dieses Sinnes ist die Nase und in derselben vorzüglich die Schleimhaut. Sie ist eine weiche, schwammige, löcherige, sehr gefäßreiche, ungemein empfindliche und vorn gegen die Nasenlöcher zu mit Haaren besetzte Membran. Um dieser Haut mehr Ausbreitung zu verschaffen, sind auf jeder Seite der

Nasen-

Nasenhöhle ein paar gebogene Knochenblätter angebracht, die man ihrer Figur wegen Muscheln nennt. Diese Muscheln sind bei solchen Thieren, deren Geruch sehr fein ist, z. B. bei Hunden, Schaafen ꝛc. bei weitem mehr zusammengerollt und künstlicher gebogen, als bei Menschen. Der Nasenschleim wird durch die Menge der feinen Blutgefäße abgesondert, welche auf der Schleimhaut sind. Er dient, die Wirkung der riechbaren Körper auf die sehr empfindlichen Nasennerven zu mäßigen. Außer ihm giebt es aber auch noch eine wäßrige Feuchtigkeit, welche in den Nebenhöhlen der Nase abgesondert wird und die Schleimhaut, auf welche sie aus den kleinen Mündungen dieser Höhlen hintrieft, beständig anfeuchtet, damit sie die zum Riechen nöthige Feuchtigkeit behält.

Diese Nerven der Nase gehen mit mancherlei Zweigen in dieselbe, dahin gehören auch die Fäden, welche aus dem ersten Ast des fünften Gehirnnerven, der für das Auge bestimmt ist, abgehen, woraus man sich erklären kann, wie ein Niesen entsteht, wenn man aus einem dunkeln Ort plötzlich an das helle Licht kommt. Alle diese Nerven dienen blos dazu, die nöthige Empfindlichkeit in der Nase hervorzubringen. Der eigentliche Geruchsnerve senkt sich mit mehreren feinen Fäden durch die Siebplatte, (man versteht darunter ein horizontales, siebförmiges Blatt im Boden des Schädels, welches mit vielen kleinen Löchern zum Durchgang der feinen Fäden des ersten Nervenpaars durchbohrt ist) in die Nase und verbreitet sich, theils über die Scheidewand, theils über die Muscheln der Nase, so daß die Fäden fast nackend zu liegen kommen und

nur

nur durch den Schleim vor dem Austrocknen und andern schädlichen Einwirkungen geschützt werden. Diese Nervenfäden nun haben die spezifische Empfindlichkeit, diejenige Eigenschaft der Körper wahrzunehmen, die man Geruch nennt. Denn ein Theil der flüchtigen Stoffe, die sich von den riechbaren Körpern losreissen, wird von den beiden Nasenflügeln, wie der Rauch von dem Schlotmantel aufgefangen, dringt in das Innere der Nase ein, berührt die Geruchsnerven und erregt den Geruch, der nach Verschiedenheit der verflüchtigten Stoffe scharf, sauer, laugenhaft, süß, gewürzhaft, harzicht, schwefelicht, faul ꝛc. genannt wird. Auch daraus sehen wir die schon vorhin erwähnte nahe Verwandtschaft der Geruchs- mit den Geschmacksempfindungen, indem die Benennungen für die erstern durchgängig von den Benennungen der zweiten hergenommen sind. Inzwischen erregt doch nicht selten eine Materie in der Nase ganz andere Empfindungen als auf der Zunge. Einige stark schmeckende Körper haben wenig Geruch und einige stark riechende wenig Geschmack. Was gut riecht, schmeckt oft schlecht und umgekehrt. So ist eine Quitte dem Geruche angenehm, hat aber einen herben Geschmack, ein Wildpretsbraten dem Geschmacke angenehm und dem Geruch zuwider.

Aus dem Geruch lernen wir zugleich die große Theilbarkeit und Feinheit der Dunsttheilchen kennen, die von einem riechbaren Körper sich ablösen können. Eine ganz geringe Portion Räucherwerk auf eine heisse Platte gebracht, kann eine große Kirche mit Geruch erfüllen. In welchen Winkel des Gebäudes man sich

auch

auch stellen mag, so bekommt man davon zu riechen, ein Beweis, daß der ganze eingeschlossene Luftraum in jedem nur zu wählenden Standpunkt damit angefüllt ist. Es giebt gewisse spirituöse Sachen, z. B. Salpeter-Hirschhorn-Geist, Vitriolsäure, Bisam ꝛc. die überaus heftig auf die Geruchsnerven wirken. Solche Gerüche können Ohnmachten, Schlagflüsse, ja selbst den Tod verursachen, so wie sie umgekehrt Menschen, die in Ohnmacht liegen, auch wieder ins Leben zurückrufen können.

Wenn wir dem Menschen im Ganzen einen schwächern Geruch beigelegt haben, als manchen Thieren, so liegt der Grund hauptsächlich in den bei den letztern mehr ausgedrückten Windungen der Nasenmuscheln, vielleicht zum Theil auch in der Beschaffenheit der Nerven selbst. Neugebornen Kindern muß der Geruch fast gänzlich abgesprochen werden, weil bei ihnen die Knochenhöhlen der Nase noch gar nicht ausgebildet sind. — Mancherlei, theils heilbare theils unheilbare, krankhafte Zustände können Schuld seyn, daß auch Erwachsene den Geruch gänzlich verlieren.

Uebrigens ist auch dieser Sinn eines ausserordentlichen Grades der Vervollkommnung fähig. Wilde riechen ihren Feind aus weiter Ferne, riechen die Gegend wo Flüsse sind, wo Feuer brennt und bei ihren weiten Wanderungen auf ungebahnten Wegen finden sie sich durch den Geruch zurecht. Auch hat man bei einzelnen Menschen oft sonderbare Eigenthümlichkeiten dieses Sinnes bemerkt. Ein gewisser Cardan versicherte, daß er überall da etwas zu riechen pflege, wo andere Menschen nichts riechen. Charleton

konn-

konnte Kinder von ferne riechen. Eine Frau hatte ihren Geruch verloren; sie hielt aber geriebenen Marum Verum vor die Nase und durch öfteres Wiederholen bekam sie ihren Geruch wieder. Ob dieses Mittel auch wohl andern Geruchlosen helfen möchte?

(Der Beschluß folgt.)

III.

Die Baumzucht *).

„Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß ers weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern zu dem Hausfreunde. — Die Kirschen, sagt er, schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und keck wie ein Vögelein auf dem luftigen Baume kann sitzen, und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz.“

„Wir nähren uns doch alle, sagt er, an dem nämlichen großen Hausvatertisch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet.“

„Hausfreund, sagt der Adjunkt, hat euch auch manchmal der Feldschütz verjagt von den Kirschbäumen in eurer

*) Aus dem niederrheinischen Hausfreunde auf das Jahr 1811. Einige darin befindliche Verse im Provinzialdialeckt wurden gestrichen.

Digitized by Google

eurer Jugend. Und habt ihr, wenns noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschgenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten daran, was einem in der Jugend begegnet ist.“

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran zu denken.

„Hausfreund, sagt der Adjunkt, wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein oder ein eigner Kirschbaum, oder Nußbaum, lieber ein Baum.“

Der Hausfreund sagt, Adjunkt, ihr seyd ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eignen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eignen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthür wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eignen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet ihr übel dran seyn.

„Das ists eben, sagt der Adjunkt, so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Hafer. Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenscheine, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüthen; mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im

Früh-

Frühlinge und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Taback genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie, gleich dem Kaiser, Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein, sie bleiben draussen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind. Rechts — jetzt Links — jetzt noch ein wenig Links über das Berglein.“

„Hausfreund, sagt der Adjunkt, wenn ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seid ihr schon, oder gar Kreisrath, das Alter hättet ihr, so müßt ihr eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt eurer Gemeinde keinen größern Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder, und trägt dankbare Zinsen. — Die Gottseligkeit aber ist zu allen Dingen nütz und hat die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens.“

„Wenn ich mir einmal so viel bei euch erworben habe, sagt der Adjunkt zum Hausfreund, daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen, und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein eigenes erstes Kapital und Vermögen, und

ich

ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder Dekan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehret, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab, und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! dein Mittag bleibt dir auch nicht aus.“

IV.

Klage und Trost.

Theurer Herr Amtsbruder!

Was man am meisten fürchtet, pflegt gemeiniglich einzutreffen; diese von mir schon oft gemachte Erfahrung habe ich ganz neuerlich wieder bestätigt gefunden. Der unerträgliche Schullehrer H... von N... ist nicht nur meines verewigten B... Amtsnachfolger geworden, sondern benimmt sich auch ganz so roh und anmaßend, so bübisch und unklug, wie ich voraus gesehen hatte. Dabei ist er, was ich aber nicht geglaubt hätte, für wohlgemeinte Erinnerungen in Güte und Ernst so unempfänglich, in seinem Amte so pflichtvergessen

sen und saumselig, daß ich in der That nicht übler berathen seyn könnte. Wie viel besser wäre es für mich und meine sonst so gut bestellte Schule gewesen, wenn statt seiner der verständige und brave Schullehrer L... zu R.... diese Dienststelle erhalten hätte. Es ist wahr, dieser Mann ist in keiner Schulmeister-Pflanzschule gezogen worden, und besitzt nicht die große Gelehrsamkeit, die sich der Meinige zuschreibt, aber dafür hat er sich unter der Anleitung seines trefflichen Pfarrers einen guten Schatz solcher Kenntnisse gesammelt, die alle in das praktische Lehrfach einschlagen, und was am meisten für ihn spricht, durch eine natürliche Gabe sich den Kindern faßlich zu machen, durch unverdrossenen Eifer im Lehramt und jene väterliche Herzlichkeit, mit der man bei den Kindern alles ausrichten kann, hat er sich eine Schule herangebildet, die einen Meister in der Kunst des Unterrichts und der Erziehung verräth. Mit heiterer offener Miene wird der eintretende Fremde von allen Schülern empfangen; sie freuen sich, eine Probe ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit vor ihm ablegen zu können, spannen ihre Aufmerksamkeit auf jede Frage, die an sie geschieht, und beantworten sie mit bestimmter Kürze, ohne in die geringste Verlegenheit zu gerathen. Haben sie eine Frage nicht richtig verstanden, so sind sie freimüthig genug, sich nähere Erläuterung darüber auszubitten, und finden dann gemeiniglich eine passende Antwort. Auch die unrichtige wird mit einer Zierlichkeit und Gewandheit im Ausdruck und mit einer Ueberlegsamkeit gegeben, daß sie oft mehr werth ist als die Antwort, die man erwartet hätte, selbst. Kein Schüler verläßt diese Schule ohne im orthographischen Schreiben vollkommen befestigt zu

seyn;

seyn; im Kopfrechnen sind sie Meister; sie lesen und rezitiren das Auswendiggelernte mit Empfindung, haben die Lehren des Christenthums nicht nur im Kopf, sondern im Herzen, und werden auch in der Erdkunde etwas geübt; und das ist alles, was ich von einer blühenden Landschule verlange. Diesen Mann hätte mir sein Pfarrer freilich ungern abgetreten, aber aus Rücksicht auf seine äusserst geringe Besoldung und vielen Kinder stellte er selbst zu seiner Beförderung die vortheilhaftesten Zeugnisse aus; auch hatte ich noch andere Mittel aufgeboten, von denen ich mir die beste Wirkung versprach, allein dem eisernen Gesetze gemäß: daß auf Seminaristen vor allen andern Bedacht genommen werden solle, bekam ich statt seiner diesen jungen, verdienstvollen und dünkelvollen Tropf, mit dem ich seit 2 Monaten schon die größte Noth gehabt habe, und der Pfarrer P.... zu N... schätzt sich sehr glücklich, seiner los geworden zu seyn. Ich will damit dem Seminarium, worin er seine Bildung empfieng, auf keine Weise zu nahe gesprochen haben; ich gebe zu, daß zum Theil sehr brauchbare und wackere Leute daraus hervorgehen und daß sie in einer Menge von Dingen vielleicht sehr gründlich und gelehrt unterrichtet werden, aber es läßt sich nicht aus jedem Block eine Bildsäule schaffen. Wenn man überdies bedenkt, wie roh und unvorbereitet dergleichen Anstalten die jungen Landsöhne, die sich eindrängen, gemeiniglich überkommen, so darf nur einigen Lehrern die Gabe fehlen, sich in ihrem Kathedervortrag zu ihrer Fassungskraft herabzustimmen, sie dürfen es für Entweihung ihrer hohen Wissenschaft halten, manche Kapitel, die zu weit in dieses Labyrinth sich verlieren,

zu

zu überschlagen, lateinische und griechische Terminologien in deutsche Ausdrücke umzusetzen, sie dürfen die Mühe scheuen, die für den Volksschullehrer wissenswürdigen Gegenstände sorgfältig von jenen abzusondern, die ihnen ohne Gefahr der Zweifelsucht und Starkgeisterei nicht eröffnet werden können, und vergessen, daß ein gründlicher Unterricht in Wenigem mehr taugt als ein hochgelehrter in Vielem, sie dürfen sich bei ihren Zöglingen dadurch in den gebührenden Respekt setzen wollen, daß sie ihren Vortrag in die mystische Sprache der Naturphilosophie hüllen, jetzt einen Kant, dann einen Fichte widerlegen, auf Basedow, Campe, Salzmann ꝛc. weidlich schimpfen und in dieses Chaos unverdaute Brocken aus der Chemie, Physik und Geognosie hinzuwerfen; so müssen nothwendig daraus solche Präparate von Schullehrern werden, wie der Meinige, die überall zu Hause sind, nur nicht in ihrem Schulzimmer. Kommen sie auf das Land zurück, so ist das Erste, daß sie ihren Pfarrern in allem, was Pädagogik betrifft, die Spitze bieten. Dabei ist jedes dritte Wort, das sie im Munde führen und worin alle Strahlen ihrer Gelehrsamkeit zusammen laufen, das große Zauber- und Donnerwort: Methode. Mit ihm setzt sich der methodische Schulmann dem unmethodischen Pfarrherrn keklich an die Seite, mit ihm wird Jederman Respekt für die geheiligte Person eines Mannes eingeflößt, der sich seit seinem Austritt aus dem Seminar unter die „Studirten" zählt, mit ihm wird jede Klage beschwichtigt, jeder Einwendung getrotzt, jede Faulheit entschuldigt, jede Verkehrtheit des Unterrichts, jedes Schulgebrechen in Schutz genommen. Auf diesem herrlichen, griechischen Worte ruhen

sie, wie der Held auf seinen Lorbeern; es giebt keines in der Sprache, das ihnen für alles, was ihnen beliebt zu thun, so bequeme Ausflucht darböte, alles dieses. Zur Dankbarkeit für diese mannichfaltigen Dienste sollten sie sich wenigstens bemühen, es richtig schreiben zu lernen. Mein Herr Urian spricht und schreibt aber immer Medotte.

Statt die Aufsätze ihrer Schüler zu corrigiren, liefern sie uns gelehrte Abhandlungen, die weder gehauen noch gestochen sind. Gegen die lautesten Wahrheiten des Christenthums werden beträchtliche naturphilosophische Zweifel erregt; Physik, Chemie, und Naturgeschichte sind ihr Steckenpferd, mit dem sie vor Schulzen und Bauern in Parade aufziehen. Ihren Mägden halten sie botanische Vorlesungen über die giftigen Kräuter, um ihr theures Leben vor Vergiftung zu schützen; auf ihren Spaziergängen ist kein Käfer und Schmetterling der ganzen Gegend vor ihren Scheeren und Stecknadeln sicher. Auf die Vogeljagd gehen sie fleißig, um ein ausgestopftes Naturalienkabinet zu sammeln zum Schulgebrauch. Werthers Leiden und Hufelands Makrobiotik tragen sie beständig in der Tasche, sie deklamiren Kraftstellen aus der Jungfrau von Orleans und Lieder von Ludwig Tiek und Friedrich Schlegel. Mit den Bauern streiten sie über den Aberglauben der Landleute und ihres Pfarrers Predigten werden von ihnen auf den Bierbänken recensirt. Sie verachten das dumme, einfältige Landvolk und ziehen vor Niemanden im Dorfe den Hut. Dem Distriktsinspektor präsentiren sie sich in tiefster Unterwürfigkeit, der Ortspfarrer wird von ihnen chikanirt und über die Achsel

angesehen. In der Kirche sind sie unter der Predigt zerstreuter und schläfriger als der ermüdete Landmann. In ihrem Unterricht machen sie sich lächerlich durch närrische Fragen und possirliche Denkübungen. Da werden die heterogensten und wunderlichsten Dinge mit einander verglichen und ihre übereinstimmenden und abweichenden Merkmahle aufgesucht. Die Henne wird mit der Maus, das Eichhörnchen mit der Kirchthurmsfahne, die Gans mit der Grasmücke in Parallele gestellt. Es werden scherzhafte Räthsel aufgegeben, worüber die ganze Schule in schallendes Gelächter ausbricht.

Letzthin traf ich Herrn H... bei dem ernsten Geschäft, die Quadratur der Schulstube geometrisch aufzunehmen, wobei er sich in Ermanglung anderer Messschuhe der Kinderschuhe seiner Schüler bediente. Auch die Katechisationen dieser Leute mögen mitunter tröstlich seyn. So wohnte ich ohnlängst Fragen und Antworten über natürliche und göttliche Strafen bei, die folgendermaßen ausfielen:

L. Was sind natürliche Strafen?
K. (Keine Antwort.)
L. Was ist natürlich für ein Wort?
K. Ein Eigenschaftswort.
L. Von welchem Hauptworte kommt es her?
K. Von dem Worte: Natur.
L. Was sind also natürliche Strafen?
K. Solche, die von dem Hauptwort Natur herkommen.

L. Eigentlich wohl nicht von dem Hauptworte Natur, sondern von der Natur selbst. Und was sind göttliche Strafen?

K. (Keine Antwort.)

L. Was ist göttlich für ein Wort?

K. Ein Eigenschaftswort.

L. Und dieses kommt her?

K. Von dem Worte Gott.

L. Was sind also göttliche Strafen?

K. Solche, die von Gott herkommen.

In diesem Tone gieng es noch lange fort. Da traf es mein guter, alter B.... doch viel besser, wenn er mit der ihm eignen Würde und Achtung für religiöse Materien vor seine Schüler hintrat, das Gefühl der Ehrfurcht und Liebe für das höchste Wesen in ihnen zu beleben, seine Lehren mit passenden Kernsprüchen und Erzählungen aus der Bibel erläuterte, und in weit ausholenden Fragen zwar nicht ganz geschickt, die Religion nicht blos zum Gegenstande des Unterrichts sondern vielmehr zur Angelegenheit des Herzens zu machen wußte. Gleichwohl schien sich Herr H.... viel auf seine sokratische Kunst einzubilden, denn nachdem er noch eine Zeitlang so fortgefragt hatte, wendete er sich mit den Worten an mich: „Sie sehen, Herr Pfarrer, man kann alles aus den Kindern herausbringen, wenn man es nur recht anzufangen weiß.“

Eine Unart habe ich ihm doch schon abgewöhnt. Er pflegte nämlich im Anfang mit einer langen brennenden Tabackspfeife Morgens in die Schule zu kommen

men und oft noch eine ganze Stunde fort zu schmauchen, indem er seinen Caffee, den er jedesmal hinter sich hertragen ließ, mit der Gemächlichkeit eines Bassa langsam in sich schlürfte. Aber noch finde ich, daß er, während die größern Schüler seine Stelle bei den kleinern vertreten, in einen versteckten Winkel hingelehnt, politische Zeitungen oder ein schales Buch liest und von dem Gesumse um sich her nicht die mindeste Notiz nimmt. Meine Erinnerungen darüber pflegt er mit der Entschuldigung abzuweisen, daß man ausser den Schulstunden unmöglich so viel Zeit gewinne, mit dem Geist der Zeit fortzugehen, und aus diesem Grunde geschieht es wahrscheinlich, daß er manchmal auch in anderer Bedeutung fortgeht, d. h. Stunden aussetzt, ohne mir vorher Anzeige davon gemacht zu haben.

Ferne sey es von mir, den wackern, soliden und bescheidenen Männern wehe thun zu wollen, die aus den Seminarien zum Theil auch hervorgehen. Es sind mir selbst Mehrere bekannt, für die ich die vollkommenste Achtung habe und mit denen ihre Pfarrer sehr wohl zufrieden sind. Aber eben so habe ich auch die Erfahrung auf meiner Seite, wenn ich behaupte, daß nicht wenige verschraubte, oberflächlich gebildete, anmaßende Querköpfe daraus uns zugeschickt werden, mit denen wir Jahre lang zu thun haben, bis wir ihnen den Kopf auf den rechten Fleck und sie in den Stand setzen, ihr Amt mit Ehre und Nutzen zu verwalten. Mangel an aller Fähigkeit und Liebe zu ihrem Geschäft, unleidlicher Dünkel, der ihnen den ersten Gedanken eingab, als Schullehrer sich über die niedere Sphäre gemeiner Stände, die sie sich nie hätten entziehen sollen,

len, in etwas zu erheben, Hang zum Müßiggang, der schwere Land und Handarbeiten verschmähend, in der Monarchie des Schulhaltens seine Rechnung zu finden hoffte, mögen meinetwegen die Hauptursachen seyn, weswegen bei aller Trefflichkeit der Anstalten, worin sie gezogen wurden, aus ihnen doch nichts erzogen werden konnte. Aber eben darum darf man wohl mit Recht verlangen, daß vor ihrer Aufnahme die schärfste Musterung unter ihnen angestellt und noch auf etwas mehr gesehen werden möge, als daß der junge Mensch keine körperlichen Gebrechen hat. Auch wäre wohl der Vorschlag nicht ganz zu verwerfen, daß man ihnen vor ihrer Entlassung ein besonderes Collegium über anständiges und bescheidenes Betragen gegen ihre Pfarrer und Schulgemeinden lesen möchte. Wehe mir! daß ich es gerade mit einem solchen zu thun habe, dem es nicht gelesen worden ist. Leben Sie wohl.

Xaver W.

Antwort.

Es freut mich recht sehr, theurer Herr College, daß das verschraubte Schulsubjekt, von dem Sie mir in Ihrem letzten Schreiben freundschaftliche Nachricht gaben, das Glück hatte, an Sie zu kommen. Denn gesetzt, er wäre einem eben so jungen und aus der hohen Schule der neuesten Katheder-philosophie hervorgesprossenen Pfarrherrn zugefallen, sie hätten entweder beide durch harmonische Verkehrtheit ihrer Gemeinde die Köpfe verdreht, oder durch absoluten Zwiespalt sie sich heruntergerissen. Aber unter Ihrer Aufsicht wird, ich bin es überzeugt, bald eine ganz neue Creatur aus ihm

ihm werden. Mit der Ihnen eignen Milde und Langmuth werden Sie seinen Genieſtreichen eine zeitlang ruhig zuſehen und es gelaſſen ertragen, wie er bald dieſer bald jener Unannehmlichkeit ſich ausſetzt, worauf Reue und Beſchämung folgt. Ein Andrer würde vielleicht darüber die Geduld verlieren und mit dem Prügel ſeiner Inſpektionsgewalt darein werfen. Aber durch nichts wird der Dünkel eingebildeter Schwachköpfe mehr genährt, als wenn man ſie durch ſcharfe Rügen zu demüthigen ſucht. Sie glauben dann, ſie würden um ihrer Genialität willen von andern nur beneidet; es ſey nichts als der leidige Verdruß, ſich nicht eben ſo hoch aufſchwingen zu können, die offenbare Unfähigkeit, von der Welt ihrer Ideen die entfernteſte Ahnung zu haben, die ſich gegen ſie auflehnten. Je fleißiger ſie daher ermahnt werden, die Naſe nicht zu hoch zu tragen, deſto mehr werfen ſie ſie in die Höhe und ſehen das gemeine Volk um ſich her, das von dieſer erhabenen Richtung des Zeitgeiſtes nichts begreift, mit verächtlichem Mitleid an. Ein ungeſchicktes Betragen führt wie Thiere, die ſich durch Belecken curiren, ſeine Heilkraft in ſich ſelbſt. Setzt man den Menſchen hart darüber zur Rede, ſo wird der dumme Streich natürlich bis auf den letzten Grund vertheidigt. Sieht man aber großmüthig darüber weg und ſcheint ihn hier und da wohl gar zu ignoriren, er arbeitet er im Stillen an ſeiner Verbeſſerung, damit die ſchädlichen Folgen ihn vor unſern Augen nicht lächerlich und verächtlich machen, und bald ſehen wir uns durch ein um ſo vernünftigeres Betragen von ihm erfreut.

Doch muß man dieſe Leute auch nicht ganz ihrem eignen Schickſale überlaſſen. Das Schlimmſte, was

daher

daher Ihrem H.... widerfahren könnte, wäre, wenn Sie aus übler Laune oder persönlicher Abneigung Ihre Hand ganz von ihm abziehen wollten. Nein! Sie müssen sich schlechterdings überwinden können, in die Stelle seiner Seminarienlehrer zu treten und durch wohlgemeinte Fortbildung seine bisherige Halbbildung zu vollenden. Dieses Geschäft wird für Sie weder zu schwer noch zu sauer seyn; es wird Ihnen im Gegentheil viel Vergnügen machen. Das Erste, was ich in diesem Falle thun würde, wäre, daß ich mir seine sämmtlichen Seminarienhefte aushändigen ließe. In ihnen steckt gewöhnlich das ganze Nest von Unkorrektheiten, schiefer Geistesbildung und Halbwisserei, die uns an Leuten dieser Art zur Last fällt. Ich würde mir die Mühe nicht verdrießen lassen, es aufmerksam zu durchstöbern und nach der gehörigen Vorbereitung den ganzen Cursus der von ihm gehörten Wissenschaften mit ihm in eignen Stunden noch einmal zu durchlaufen. — Vor allem würde ich ihm mit einiger Auskramung meiner Sprachgelehrsamkeit die aus fremden Sprachen abstammenden Terminologieen richtig erklären und die Schreibefehler, die er darin macht, berichtigen. Sie wissen, wie hoch man es einem Mann von einiger Cultur als Verdienst anrechnet, wenn er seinen lateinischen Casum ordentlich setzt, eine Kunst, die man den Knaben in wenig Tagen beibringen kann. Aber unglaublich ist es, welches Ansehen uns jene kleine Arbeit vor Schullehrern giebt. An diesen Kunstwörtern klebt ihre ganze Wissenschaft und wer jene richtiger schreibt und versteht wie sie, muß natürlich in der Wissenschaft selbst einen großen Vorsprung vor ihnen zu haben scheinen. — Dann käme die Reihe an

die

die Wissenschaft selbst, und nun würde ich blos nach Anleitung seiner Hefte Satz vor Satz mit ihm vornehmen. Er müßte mir vor seinen Ansichten überall ausführliche und bestimmte Rechenschaft geben. Ueber jeden Hauptbegriff würde eine genaue Erklärung und Zergliederung verlangt. Diese würde auf das Feld der nächsten Erfahrungen bezogen, wie viel davon für den praktischen Unterricht benutzt werden könne, würde sorgfältig erwogen, keine auffallende Blöse, keine schiefe Ansicht, keine Unrichtigkeit im Ausdruck, keine Uebersprungung der gezogenen Gränze, keine Begriffsverwechselung bliebe ungerügt. Die Lücken, die sich über wichtige Gegenstände der Erfahrungswissenschaften entdecken, würden möglichst ausgefüllt. Materien, die ihm nichts nützen, oder denen er nicht gewachsen ist, würden kurz abgefertigt, andere von unmittelbarem Einfluße auf den Volksunterricht noch weitläufiger abgehandelt, als er sie im Seminarium hören konnte. Es fällt in die Augen, welchen Nutzen eine solche Geistesübung für einen schwachen Geist haben müsse. Die mündliche Erklärung über einen Gegenstand deckt uns erst so manche Seite von ihm auf, die man theils gar nicht, theils falsch an ihm gesehen hatte. Leute, die überdies ihrer Sprache nicht recht mächtig sind, welches immer bei den gewöhnlichen Schullehrern der Fall zu seyn pflegt, werden hier am besten die Mängel ihrer Kenntnisse gewahr und bekommen nun erst einen eifrigen Antrieb, durch fortgesetztes Studium das Fehlende zu ergänzen. Damit fallen zugleich die Schuppen egoistischer Selbstverblendung von den Augen. Sie erkennen das Uebergewicht des rein wissenschaftlich gebildeten Mannes über den, der nur den Schaum von der

Ober-

Oberfläche geschöpft hat. Nichts fällt ihnen schwerer, als das Vermögen mündlicher Mittheilung herauszubilden. Darum muß aber gerade bei ihm am längsten verweilt, darauf am standhaftesten beharrt werden. Der Mensch weiß nur in sofern von einer Sache, als er sich richtig, gründlich und schön darüber auszudrücken vermag. Anfangs kommt ihnen zwar die Einladung dazu ziemlich ungelegen, sie müßten aber durchaus für gründliche Belehrung keinen Sinn haben, wenn sie das Wohlthätige davon nicht bald erkennen und mit Dank annehmen sollten. Zu Ihrem H... habe ich das Zutrauen, daß er dadurch immer geschmeidiger und gelehriger werden und Sie am Ende höher schätzen wird als alle nachgeschriebenen Hefte und Orakelsprüche, die er von seiner Pflanzschule mitgebracht hat.

Nachdem Sie ihm so den Daumen wahrer Gelehrsamkeit auf das Auge gedrückt haben, — dann bleiben Sie nicht auf halbem Wege mit ihm stehen, sondern kehren in die Schule mit ihm zurück. Jetzt werden Ihre Erinnerungen über alles, was Sie wollen, die bereitwilligste Aufnahme finden. Er steht als lernbegieriger Schüler vor Ihren Augen, und statt mit seiner Methode zu prahlen, hat er seine Aufmerksamkeit ganz auf die Ihrige gerichtet. Er verfährt mit seinen Schülern gerade so, wie Sie mit ihm und schämt sich von selbst manches verwirrten Zeugs, das er ehedem mit ihnen getrieben hat. Aber einschärfen müssen Sie ihm noch ausdrücklich, daß er eben so wenig seiner Jugend alles vorzutragen hat, was er selbst weiß, als Sie, wenn Sie auf der Kanzel stehen, von Ihrer ganzen Sach- und Sprachgelehrsamkeit sichtbaren

Ge-

Gebrauch machen. Nur der Unbemittelte rücke mit seiner geringen Baarschaft gerne hervor, der wahre Reiche halte damit zurück, weil man sie ohnedem bei ihm sucht. Uebrigens brauche man nicht zu bereuen, auf Einsammlung solcher Kenntnisse, die man nicht geradezu in Umlauf setzt, Zeit und Fleiß verwandt zu haben, viele derselben können uns, wenn gleich nicht unmittelbar, doch mittelbar zu statten. Man werde es nicht so leicht innen, daß man sie besitzt, merke aber gar leicht aus Reden, Handlungen und Gebährden, daß man sie nicht besitzt.

Das Gute haben alle Menschen dieser Art mit einander gemein, daß sie den Drang nach etwas Höherem und Besseren, als der gewöhnliche Schulschlendrian ist, in sich fühlen. Sie halten es für Pflicht, in ihrer Bildung über den gemeinen Haufen sich zu erheben, nur wissen sie nicht recht, wie sie es anfangen sollen. Ein geschickter Führer auf dieser Bahn ist ihnen daher gemeiniglich willkommen, und sie wissen es demjenigen gerne Dank, der sich mit ihnen Mühe geben will. Nur muß es ein Mann von bewährter Gelehrsamkeit, von gereiften Kenntnissen und Einsichten seyn, genug ein Mann wie Sie. Pfarrherren, die selbst in manchen Dingen auffallende Blößen geben und für das Schulwesen wenig Sinn und Eifer zeigen, haben freilich mit ihnen einen übeln Stand, nicht etwa, weil sie von ihnen übersehen würden, wie jene sich fälschlich einbilden, es müßte doch arg zugehen, wenn es so weit gekommen seyn sollte, sondern weil sie nur überhaupt ihnen wenig Achtung und Ehrerbietung für sich einflößen.

Ihr

Ihr Stolz fällt Einem oft zur Last, indessen hat man schon viel gewonnen, wenn man nur verhütet, daß er nicht in Hochmuth ausartet. Er beweißt doch so viel, daß sie sich zu etwas Wichtigem und Edeln bestimmt fühlen, und dieses sollen und dürfen sie allerdings wissen. Er kann der Keim großer Verdienste werden. Der Schullehrer soll sich in seinen eigenen Augen nicht geringschätzen; es soll ihm bekannt seyn, daß das Heil einer ganzen Nachkommenschaft auf seinen Schultern ruht, daß die Art und Weise, wie er sein Amt verwaltet, für die menschliche Gesellschaft in religiöser, moralischer und politischer Hinsicht die wichtigsten Folgen hat, daß alle vernünftigen Männer von jeher groß von seiner Bestimmung dachten. Mit diesem Bewußtseyn wird er um so leichter für eine treue Erfüllung seiner Pflichten gewonnen werden können. Das gar zu demüthige, sich für nichts achtende und wegwerfende, zerknirschte Schulmeisterlein wird gewiß auch keine großen Thaten ausrichten. Es kommt also nur auf eine richtige Leitung seines Ehrgeitzes an, um ihn zum Hebel einer rechtschaffenen Amtsführung zu machen, und Ihnen darf ich es zutrauen, daß Sie ihm diese Leitung zu geben wissen werden. Was davon noch zu rauh und eckicht ist, wird der längere Umgang mit den Landleuten nach und nach schon abrunden. Ich kenne keine bessere Niesewurz für eingebildete Thoren dieser Art, als einen solchen Umgang. Der schlichte, gesunde Menschenverstand, mit dem der gemeine Mann Andere so ziemlich wahr durchschaut, der laugenhafte Witz, mit dem er Reden und Handlungen, die nicht nach seinem Kopfe sind, abzufertigen weiß, die scherzhafte Laune, Naivetät und Offenherzigkeit, mit der er

jede

jede Bizarrerie und Ungereimtheit, die von der geraden Linie löblicher Gewohnheit abweicht, schalkhaft durchzieht, hat schon Manchen, bei dem es im Oberstübchen nicht richtig war, auf das rechte Geleis gebracht. Nur pflegt ein solcher jenen losen Spöttern gerne auszuweichen, weil er die Demüthigung, die ihm bevorsteht, schon von ferne ahnet. Man muß daher diesen Umgang unter gewissen Einschränkungen eher befördern, als sie davon zurückhalten. Dazu gehört, daß man ihnen eine gewisse Achtung und Zuneigung gegen den Bauernstand einflößt, woran es ihnen noch so sehr fehlt, und ihnen zeigt, daß er bei weitem so einfältig und unwissend nicht ist, als wofür er öfters gehalten wird. Ueberdieß widerspricht derjenige Schullehrer ja sich selbst, der auf das Geschäft, einen solchen Stand heranzubilden, einen gewissen Stolz nährt, und diesen Stand gleichwohl im Herzen gering schätzt.

Was uns aber am meisten betrüben müßte, wäre, wenn diese jungen Leute ein böses Herz und Mangel an gutem, moralischen Willen zeigten. Leider! enthält Ihr Brief deutliche Spuren, daß dieses bei Ihrem H.... wirklich der Fall seyn möge, und dann bedaure ich Sie sehr. Solche Leute sind nicht nur schwer zu bessern, sondern richten auch in der Gemeinde grossen Schaden an. Nehmen Sie ihn in diesem Punkte unter besonders strenge Obhut und kommen Sie ihm nicht nur mit mündlicher Ermahnung zu Hülfe, sondern unterstützen ihn auch mit einer Lektüre, die ihn in den eingeprägten guten Grundsätzen weiter befestigt. Ich kenne noch immer keine Schrift, die in diesem Falle mehr empfohlen zu werden verdiente als Gellerts

moralische Vorlesungen. Glücklicher Weise ist dieser praktische Weise und Stadtlehrer unserer Nation Schullehrern auf dem Lande schon durch seine geistlichen Lieder rühmlich bekannt und steht von Seiten seiner herzlichen Popularität und Frömmigkeit in dem größten Ansehen bei ihnen. Gewiß wird dieses Buch zur Veredlung Ihres Mannes vieles beitragen, wozu der Himmel seinen Segen gebe. Leben Sie wohl.

Anton Sch...

V.

Die Thiere auf Kamtschatka.

Wenn die Weltgeschichte dem Freunde des menschlichen Geschlechts meistens Stoff zu traurigen und niederschlagenden Betrachtungen darbeut, so richtet die Erdbeschreibung ihn gemeiniglich wieder auf und befestigt ihn im Glauben an ein heiliges und allgütiges Wesen, das alle Erdtheile und Nationen mit gleicher Liebe umfaßt. Dort verbirgt sich uns oft die Gottheit hinter dem undurchdringlichen Schleier schrecklicher und unmenschlicher Begebenheiten, deren Endabsicht wir nicht errathen können; hier tritt sie in ihrer weisen Waltung und Fürsorge zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts fast sichtbar an den Tag und beweißt uns durch ihre wunderbaren Einrichtungen und Erderzeugnisse, daß ihr die Glückseligkeit dieses Geschlechts von einem Pole zum andern am Herzen liegt. Mehr als einmal hatte die

die Menschheit einen hohen Grad der sittlichen und religiösen Kultur erreicht und in Künsten und Wissenschaften die glänzendsten Fortschritte gemacht; zu ihrer Vollkommenheit schien ihr weiter nichts zu fehlen, als ein fester, ruhiger Bestand der Dinge, wie er war, aber eben als wäre ein solches Glück mit ihrer gebrechlichen Natur unverträglich, wurde sie oft durch ein schwarzes unvorhergesehenes Verhängniß jählings aus ihrer Höhe in einen fürchterlichen Abgrund zurückgeschleudert, und hatte Jahrhunderte lang zu kämpfen, bis sie sich mühsam zu ihr wieder hinaufrang. Gerne wendet man daher den Blick von der Menschengeschichte ab zu der in ihren Wirkungen ungleich seegenreichern Natur. Diese zählt zwar auch ihre Stürme, Orkane, Erdbeben, Vulkane, Bergstürze, Ueberschwemmungen ꝛc. aber viel leichter tröstet man sich über die Zerstörungen, die die Natur anrichtet, als über diejenigen, die durch den Misbrauch menschlicher Kräfte verübt werden. Denn man weiß, daß jene durch unwandelbare, ewige Gesetze, die im Ganzen um so heilsamer und beglückender wirken, herbeigeführt werden; bei diesen aber kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie das Werk einer von den ewigen Gesetzen der Natur sich lossagenden abscheulich freien Willkühr sind, mit denen wir bei einer bessern Anwendung der Willensfreiheit gar wohl hätten verschont bleiben können. Und dann macht die Natur den durch sie angerichteten Schaden viel eher wieder gut, als der Mensch den seinigen. — Auch die Erdbeschreibung lehrt uns Menschen kennen, die noch im Zustande der tiefsten Barbarei und Roheit sich befinden, die so geschmack- und gefühllos sind, daß sie

von

von den Gaben der Natur einen für uns eckelhaften Gebrauch machen, ihren Körper auf das Möglichste verunzieren, und die Kräfte ihrer Seele brach liegen lassen; aber sie sind doch zufrieden mit ihrem Daseyn, kennen vor der Hand kein besseres Glück, streuben sich sogar gegen jede fremde Gewalt, die sie unberufner Weise in einen glücklichern Zustand versetzen will. Die Natur hat es an nichts fehlen lassen, ihnen in ihrem vaterländischen Gebiete ein so frohes und vergnügtes Leben zu verschaffen, als sich mit ihren bisherigen Sitten und Gebräuchen nur immer verträgt. Bald kommt vielleicht auch für sie die Zeit, wo sie auf ihre wahren Vortheile sich besser verstehen lernen werden; und es ist ein seelenerhebender Gedanke, an eine Zukunft zu glauben, wo alle Völker der Erde, durch das Band der innigsten Eintracht verknüpft, von einem Erdgürtel zum andern sich brüderlich die Hand reichen, ihre eigenthümlichen Produkte, Künste, Geschicklichkeiten friedlich gegen einander austauschen, alle Landesstriche urbar machen und mit denen Gewächsen anpflanzen, mit denen Thieren bevölkern werden, die darauf mit Vortheil gezogen werden können, wo sie keine Mittel, die Produktionskraft der Erde auf das Höchste zu steigern, unversucht lassen, zur Erreichung ihrer grossen Menschenbestimmung alle ihre Seelen- und Körperkräfte aufbieten und durch das alles den Himmel gleichsam auf die Erde verpflanzen werden.

Kamtschatka, die große Halbinsel an der ostnördlichen Gränze von Asien, die einen Umfang von 4000 QM. enthält, ist eine von denen Weltgegenden, wohin auch der schlechtest besoldete Schullehrer von

Deutsch-

Deutschland (und das will bekanntlich viel sagen) sich schwerlich entschliessen würde, auszuwandern, und doch fehlt es auch ihr nicht an solchen Naturschätzen, wodurch sich der Eingeborne den Aufenthalt daselbst ganz erträglich zu machen weiß und sich ihn einst noch angenehmer machen wird, wenn er durch Hülfe der christlichen Religion, die er bereits angenommen hat, und durch die Anweisung civilisirter Menschen, die sich immer häufiger daselbst niederlassen, zu höherer, menschlicher Kultur fortgeschritten seyn wird. Stehen gleich die Pflanzen und Bäume, die daselbst wachsen, denen in wärmern Erdstrichen an Mannichfaltigkeit, Größe und Fruchtbarkeit der Vegetation um Vieles nach, so sind doch die Thiere, die diesen kalten Boden beleben, um so merkwürdiger und ersetzen den Verlust an anderweitigen Produkten so reichlich, als man auf einem solchen Erdstrich kaum erwartet hätte.

Weil der Boden felsig und das gute Erdreich, welches sich darauf angesetzt hat, nicht sehr tief ist; weil ferner die warme Jahreszeit vor der Mitte des Junius nicht anfängt und vor dem September schon endigt; so kann der Pflanzenwuchs nicht sehr bedeutend seyn. Das Küstenland hat wenig Holz und die Ufer der Flüsse nur Schilf und Weiden. Die Fichten und Cedern sind völlig zwergartig; doch finden sich hier und da ansehnliche Lerchenbäume. Ueberdieß giebt es noch Birken, Pappeln und Erlen. Unter ihnen ist die Birke für die Einwohner der wichtigste Baum. Zwei Arten davon dienen zum Bauholz, die dritte ist die Zwergbirke. Die Einwohner trinken ihren durch Anzapfen sehr reichlich fließenden Saft; er ist sehr erfrischend,

ob er gleich etwas durchführt. Die zarteste Rinde wird zerhackt und nachdem sie in Birkensaft aufgegohren hat, wie Nudeln, mit trocknem Fischrogen verspeißt. Dies Gericht trägt man in Tellern von Birkenholz auf Tische von eben dem Holze auf. Hierzu denke man sich, daß die starke Birkenrinde noch überdies zu mehrern Gefäßen aller Art verbraucht wird, und daß man aus dem Holze Böte und Schlitten verfertigt, so hat man hier einen auffallenden Beweis, wie die Noth und das Talent des Menschen einem ganz einfachen Dinge, nach einer fast pestalozzischen Methode, den mannichfaltigsten Nutzen abzugewinnen weiß!

Von Gesträuchen finden sich der Weißdorn, Wachholder, Himbeerenstrauch, Johannisbeeren und dreierlei Arten von Heidelbeeren. Diese werden zu Confitüren und zu Brandtewein benutzt. Eine Art Rauschbeeren wird hier gleichfalls gegessen, ob sie gleich den Kindern Kopfweh verursacht. Auch will Sauer (aber nicht der, der an dem Schulfreunde schreiben hilft) wilde Kirschen hier gefunden haben, so wie es denn noch viele andere nützliche Kräuter daselbst giebt.

Wichtiger aber sind, wie gesagt, die Thiere, die auf Kamtschatka leben, theils durch den nützlichen Gebrauch, den die Kamtschadalen davon zu machen wissen, theils durch den merkwürdigen Instinkt, der sie vor vielen andern geschelden Thieren auszeichnet, theils durch das herrliche Pelzwerk, das sie liefern und womit in fremde Länder ein starker Handel getrieben wird. Was dem angränzenden Tunguſen sein Rennthier und dem Europäer sein Zugvieh ist, das ist dem Kamtschadalen sein Hund. Er gehört zu unsern Spitzen oder

Pon-

Pommern, nur ist er etwas größer; von Farbe gewöhnlich schmutzig gelb.

Man nährt diese Hunde nur im Winter regelmäßig. Im Mai läßt man ihnen bereits die Freiheit, für ihre Nahrung selbst Sorge zu tragen. Da sie vorzüglich Fische fressen, so nähren sie sich an den Ufern der Flüsse und Bäche, die so reichlich, besonders mit mehrern Lachsarten, besetzt sind, hinreichend.

Um sie zum Schlittenziehen zu gewöhnen, bindet man sie mit Riemen an Pfähle und setzt das Fressen in einer so weiten Entfernung von ihnen hin, daß sie nur durch sehr starkes Anziehen der Stricke dazu gelangen können. Die Schlittenhunde fand King alle castrirt. Hündinnen nimmt man nicht zum Ziehen. Ein Hund zieht gegen 2 Pud, oder 80 russische Pfund. Der Schlitten, von eleganter Form, wiegt an sich nicht mehr als 16 Pfund; er wird gewöhnlich mit 4 bis 8 Hunden paarweise bespannt. Der Treiber läuft gewöhnlich nebenher, geht auf großen breiten Schneeschuhen und trägt ein krummes Holz, etwa 3 Fuß lang, in der Hand, woran kleine Glöckchen befestigt sind, durch deren Klang er die Hunde zum Laufen ermuntert. Bevor diese angeschirrt werden, erregen sie ein fürchterliches, widriges Geheul, das zwar nachher sich vermindert, allein ihre entsetzlichen Auswürfe machen den Zug noch widerstehender. Man macht bei guter Fahrt auf festem Schnee in 15 Stunden gegen 100 Werste, also über 14 deutsche Meilen.

Die Treiber verstehen den Schlitten bei Anhöhen oder bei einer schiefen Lage im Gleichgewicht zu erhalten; dies ist deshalb besonders nothwendig, da die

Hunde über Stock und Stein wegrennen, sobald man nicht völlig durch den Zugriemen ihrer Meister bleibt. Werfen sie um, dann hält es schwer, den Schlitten anzuhalten. Da nun der Schnee nicht aller Orten gleiche Stärke hat, da man zugleich oft durch mit Buschwerk bewachsene Gegenden fährt, so daß die Augen häufig Gefahr laufen, so begreift sich die ganze Unannehmlichkeit einer solchen Schlittenreise. Diese wächst bis zur Lebensgefahr, sobald man, welches hier nicht selten der Fall ist, von Sturmwinden oder plötzlichem Thauwetter überfallen wird. Oft ist man sodann gezwungen, sich im Schnee hinter einem Hügel tagelang bis zu Ende des Sturms einzuquartiren. Die Hunde fressen in dieser Noth die Riemen des Geschirrs; der Mensch, falls er nicht im voraus verproviantirt ist, leidet Hunger. — Aus den Hundefällen macht der Kamtschadale auch seine Kleider.

Nach dem Hunde ist ihm eines der wichtigsten Thiere, der (schwarze) Bär; ein Thier, das, da es sich hier hauptsächlich von Pflanzen nährt, nie ungereitzt den Menschen anfällt. Sie schätzen ihn einmal wegen seiner Talente und sodann wegen seines mannichfaltigen Nutzens. Vielfache Anekdoten erzählt man sich von seiner Schlauheit. So sollen Bären solche Thiere, die ihnen zu schnell sind, zuvor durch Steinwürfe lähmen und sie dann durch einen Sprung fangen. Durch den Instinkt des Bären, die ihm zur Heilung der Wunden und Krankheiten nützlichen Kräuter auszusuchen, behaupten die Kamtschadalen, ihre eigenen Medicinalkräuter kennen gelernt zu haben. Auch verdanken sie dem Bären ihre Tanzkunst, und in der That hat der

dortige

dortige Tanz völlig das Ansehen, hiervon seinen Ursprung genommen zu haben.

Der Nutzen dieses Thieres besteht einmal in seinem Felle. Man macht daraus Bettdecken, Mützen, Handschuhe, und Halsbänder für die Schlittenhunde. Das Fleisch, besonders das Fett, wird als sehr schmackhaft verspeist. Die Gedärme werden zerschält; mit den dünnen Häuten bedeckt sich das schöne Geschlecht das Gesicht und erhält dadurch die Haut gegen die Sonne weiß und fein. Auch bedient man sich derselben statt des Marienglases als Fensterscheiben. Ferner giebt die Bärenhaut gute Sohlen, und vormahls, ehe das Eisen stärker in Umlauf kam, machte man aus den Schulterblättern Sicheln.

Wölfe, Füchse aller Art, und Zobel sind sehr wichtige Pelzthiere, die einen einträglichen Handel verschaffen. Hieher gehört denn auch der durch List und Verschlagenheit so berühmte Isatis oder Steinfuchs; aber nirgends zeigen sich seine Talente so ausgezeichnet, als in diesen Gegenden. Die Frechheit, List und Schalkhaftigkeit dieser Thiere hatte Steller besonders auf der Behringsinsel zu beobachten Gelegenheit. „Sie drängten sich, sagt er selbst, sowohl bei Tage als bei Nacht in unsere Wohnungen und stahlen alles, was sie nur fortbringen konnten, selbst Dinge, die ihnen gar nichts nützen konnten, als Messer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen ꝛc. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud (zu 40 Pf.) von unsern Proviantfässern herabzuwälzen, um das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es ihnen anfänglich gar nicht zuschreiben konnten. Wenn wir

einem

einem Thiere das Fell abgezogen, so geschah es oft, daß wir zwei bis drei dieser Füchse mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reissen wollten. Vergruben wir etwas noch so gut und beschwerten es mit Steinen, so schoben sie, wie Menschen, mit den Schultern die Steine hinweg und halfen, unter denselben liegend, einer dem andern aus allen Kräften. Verwahrten wir etwas in der Luft, so untergruben sie die Säule worauf es lag, so daß sie umfallen mußte, oder einer kletterte wie eine Katze hinauf und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit herab. Sie beobachteten all unser Thun und begleiteten uns, wir mochten vornehmen, was wir wollten. Warf die See ein Thier aus, so verzehrten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, oder wenn sie es nicht sogleich auffressen konnten, schleppten sie es theilweise in die Gebirge und vergruben es unter Steinen und liefen ab und zu, so lange noch etwas zu holen war. Dabei standen andere auf Posten und beobachteten die Ankunft der Menschen. Sahen sie diese, so vereinigten sich mehrere und vergruben es gemeinschaftlich in den Sand. Zur Nachtzeit, wenn wir auf dem Felde schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Handschuhe ab und die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Schliefen wir auf den von uns frisch erschlagenen Seebibern, so fraßen sie unter uns ihnen das Fleisch und die Eingeweide aus dem Leibe."

„Wo wir uns auf dem Wege hinsetzten, trieben sie vor unsern Augen hunderterlei Possen. Legten wir uns nieder, so berochen sie uns bei der Nase, ob noch Odem in uns sey. Niemand durfte ohne einen Stock

in

in der Hand seine Nothdurft verrichten. Da sie uns weder Tag noch Nacht Ruhe ließen, wurden wir so sehr erbittert, daß wir nicht nur Jung und Alt" (hier bedauern wir die muthwilligen Schelme!) „todtschlugen, sondern sie auf das grausamste marterten. Dennoch ließen sie sich nicht abhalten; man sahe zuletzt viele ohne Schwänze und mit drei Beinen uns in unsern Wohnungen noch eben so beschwerlich fallen als zuvor. Diese Thiere haben zugleich eine große Vorliebe für ihre Jungen. Glauben sie ihr Lager entdeckt, so bellen sie den Menschen an wie Hunde. Sodann schleppen sie die Jungen gleich im Maule fort, um sie an einem andern Orte zu verbergen."

Ein Fuchs dieser Art, der einer Falle entwischt ist, wird nie zum zweitenmale gefangen. Wenn man besonders einige der eben erzählten Thatsachen erwägt, so findet sich darin ein Instinkt, der der Vernunft, wenigstens dem Vermögen zu urtheilen, sehr nahe kommt. Es liegt wohl in der Natur der großen Thiere, z. B. des Ochsen, Pferdes und hauptsächlich des Elephanten, durch Anlegung des Rückens und vorzüglich der Seiten, Lasten wegzuschieben. Allein schwerlich hätte man so etwas bei dem kleinen Steinfuchse gesucht, und wie war es mit so vieler Zweckmäßigkeit unternommen! Bewundernswürdiger scheint aber das Untergraben der Säule. Schwerlich hätte das Thier einen natürlichen Baum zu untergraben gesucht, und es setzt doch ein Vorgefühl oder, wenn man will, ein richtiges Urtheil über den Sturz und Fall der Säule voraus, wodurch dann nur erst das darauf verwahrte Fleisch zu ihm herab käme. Auch die schnelle Vereinigung

neigung aller zum Vergraben der Thierkörper und die dabei aufgestellten Posten geben einen Beweis von den seltenen Talenten dieser Thierart.

Ausser diesen Thieren sind zum Pelzhandel nicht ganz unwichtig der Rasomoh oder Vielfraß und der wilde Widder, der Argali. Von jenem kommen hier sogar weiße Felle vor, welche von den Kamtschadalen sehr geschätzt werden, daß sie glauben, Gott selbst gehe in einem solchen Pelz gekleidet. Der Argali wird sowohl wegen seines Fleisches als wegen des Felles und der Hörner gejagt. Aus den Hörnern (jedes wiegt oft bis auf 25 Pfund) verfertigt man Löffel und größere Geräße. Das Fleisch, besonders das des Rückens ist sehr schmackhaft; allein das vorzüglichste bleibt stets das Fell. Es hat mit den Rennthierfellen Aehnlichkeit und wird zu Bettdecken, Kleidern und Hosen verbraucht.

Endlich sind noch Hermeline, Murmelthiere, Wiesel und Hasen unter die Pelzthiere dieses Landes zu zählen. Aber noch eine kleinere Thierart übertrifft an Merkwürdigkeit alle bisherigen, weil sie durch ihren wunderbaren Instinkt auf den Haushalt der Kamtschadalen so vielen Einfluß hat.

Dies sind die hiesigen Feldmäuse. Hierunter zeichnen sich besonders aus: die ökonomische Maus, (Mus oeconomus Pall.) und die Zwiebel-Maus (M. gregalis P.) Sie setzen uns in Verwunderung sowohl durch die seltene Fürsorge für ihre Winterprovision, als durch ihre Wanderungen.

Auf den Wiesen und in den Holzungen legen diese kleinen Thiere unter dem Torf oder feuchten Rasen gegen

gegen den Sommer ovale plattgewölbte Höhlen oder Kammern, einen Fuß im Durchmesser, an; und nachdem sie das Erdreich mit den Füssen festgetreten, füttern sie sie mit weichem, kurz zernagtem Grase aus. Sie graben zu diesem Gewölbe oft mehr als 30 verschiedene Zugänge oder Kanäle, welche nach vielen Richtungen und Windungen seitwärts aus diesen Magazinen hervorlaufen; sie halten noch keinen Zoll im Durchmesser. Nur ein Männchen oder Weibchen, denn sie sind monogam, erbaut und bewohnt ein solches Winterhaus. Die Arbeit, welche größtentheils dem Weibchen zufällt, ist für ein so kleines, mit schwachen Zähnen und Pfoten versehenes Thier eben so mühsam als wohl überlegt und gut ausgeführt. Sie fängt daher bereits mit dem Frühlinge an und dauert bis zum Herbste. Sobald das kleine Haus eingerichtet ist, werden die nahrhaftesten Wurzeln gewählt, ausgegraben und in das Gewölbe geführt, welches bei einigen mehrere Nebenkammern zur Seite hat. Während des Sommers leben sie von Beeren, lassen daher die zum Wintervorrathe einzusammelnden Wurzeln unberührt. Die Vorräthe bestehen hauptsächlich aus den Wurzeln der Sarana und aus andern Zwiebelgewächsen, auch sammeln sie die Nüsse der Cembre-Fichte, die Natterwurz, das Johannistwedel (Spiraea ulmaria), die gemeine Becherblume und selbst die Wurzel des giftigen Napells. Ist dieser Vorrath durch feuchte Witterung zufällig naß geworden, so tragen sie ihn aus dem Magazin heraus, um ihn an der Sonne zu trocknen, und bringen ihn dann wieder zurück.

Diesen schätzbaren Vorrathskammern spüren die Kamtschadalen im Herbste nach, berauben die fleißigen

Thiere

Thiere zum eigenen Bedarf ihres so mühsam zusammengebrachten Eigenthums, sind aber so billig, ausser jenen giftigen Wurzeln noch mehrern Vorrath zurückzulassen und das gestohlene Gut einigermaaßen durch hineingelegten trocknen Fischroggen zu ersetzen. So nährt der Instinkt einer unansehnlichen Maus selbst den Herrn der Erde!

Die Wanderungen dieser Thiere sind eben so interessant und sonderbar. Wie die nomadischen Tartarn verlassen sie heerweise plötzlich ihre Heimath. Ganz Kamtschatka ist von ihnen auf einmal geräumt; wahrscheinlich aus einem Vorgefühl sehr nasser Jahre oder großer Ueberschwemmungen. Vielleicht auch aus Ahnung eines dort sehr häufigen vulkanischen Ausbruchs oder Erdbebens. Auch könnte allenfalls blos ihre übermäßige Volkszahl und der daher entstehende Nahrungsmangel die wahre Ursache seyn, denn die um die Ortschaften herum lebenden Mäuse, welche sich leichter zu ernähren Gelegenheit finden, verlassen das Land nie.

In großen Haufen versammeln sie sich schon im Frühjahre und wandern dann in ungeheuern Heeren aus. Der Zug übersteigt jeden Berg, stürzt sich in jeden Fluß und See und läßt Tausende der schlechtern Schwimmer oder Schwächern als Wahrzeichen der großen Wanderung todt an den jenseitigen Ufern zurück. Viele werden auch das Opfer der gefräßigen Lachse und der Wasservögel. Hat der große Zug die Wasserfahrt bestanden, so ruhen die Thiere aus, sonnen und trocknen sich. Sobald der Penschinskische Meerbusen erreicht ist, umgehen sie diesen und ziehen stets nach Süden fort, so daß sie noch im Julius im Ochotzkischen

Ge-

Gebiet an dem Indomän- und Ochota-Flusse anlangen. Welch ein unermeßlicher Weg für ein kleines Thier, das noch kein Lotb wiegt! Selbst nur von jenem Meerbusen an gerechnet weit über 150 deutsche Meilen! Wer war ihr Wegweiser, wer ihr Führer, wer ihr Erhalter auf dieser gefahrvollen erstaunlichen Reise? denn ihre Menge ist so ungeheuer, daß das Heer gut 2 Stunden Weges einnimmt.

Im Anfange des Octobers kehren diese Wanderer zu ihrer Heimath zurück; während eines einzigen Sommers haben sie mithin jenen großen Weg zweimal vollendet. Für die Kamtschadalen ist ihre Zurückkunft ein frohes Fest. Sie sehen sie nämlich als ein günstiges Zeichen an, daß das Jahr für sie einträglich an jagdbaren Thieren seyn werde. Denn Füchse, Zobel und Wiesel folgen in zahlreichen Horden diesen Mäuseheeren als ihrer Beute nach. Und da sie zugleich von einem großen Theil ihres Wintervorraths leben, so sind sie äußerst dankbar gegen jene Thierchen. Wo sie ihrer gewahr werden, längst den Seen und Flüßen, an deren Ufern sie vor Ermattung oft wie todt liegen, hegen, pflegen, trocknen sie sie und bemühen sich, sie wieder lebendig zu machen.

Hornvieh und Pferde sind von den Russen eingeführt und beide kommen fort.

Was das Geschlecht der Vögel betrifft, so kennt man bis jetzt schon 4 Arten Landvögel. Reich ist Kamtschatka an Birk- Auer- und Schneehühnern, mit Elstern und Krähen aber überladen. Auch an Singvögeln, besonders Lerchen, ist kein Mangel und die Schwalben werden von den Einwohnern

nern als eine besondere Delikatesse gegessen. Strandläufer, Schnepfen, Austernfischer trifft man hier gleichfalls und von Entenarten eine bedeutende Anzahl. Besonders zeichnen sich darunter aus der wilde Schwan, die wilde Gans, die schöne gemahlte Ente u. s. w.

Seethiere und Fische finden sich um diese Halbinsel in großer Menge, besonders Heeringe und Stockfische. Sobald diese Fische Kamtschatka verlassen, zeigen sich große Züge von Lachsen und steigen in unbeschreiblicher Menge in die Flüße. Man zählt 4 Lachsarten. Steller nennt indeß weit mehr, ja er behauptet, es fehle hier keine einzige Lachsart des Erdbodens. Sie sind eine Hauptnahrung der Landesbewohner. Sie essen sie frisch, gesalzen, getrocknet, zerstossen.

Ausser den angeführten Seethieren finden sich viele Krabben, Seekrebse, Muscheln und Austern, worunter auch Perlaustern angetroffen werden. Die Landseen sowohl als die Flüße sind von eßbaren Fischen jeglicher Art belebt.

Ziehen wir nun den ausserordentlichen Reichthum lebendiger Geschöpfe in Betrachtung, die den Kamtschadalen zum Nutzen und Vergnügen, zur Nahrung und Kleidung dienen, wer sollte nicht auch hier mit freudiger Ueberraschung ausrufen: Gott! wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die ganze Erde ist voll deiner Güte! — — Wahrlich! Kamtschatka allein dünkt mir eine beredte Erklärung über diese Textesworte.

VI. Die

VI.

Die Raubthiere.

„Verdammter Dieb!“ — schrie der hypochondrische Veit, als vor unsern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabschoß und es erwürgte. Sein äusserst ängstlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebische Klaue an seinem eignen Herzen fühlte.

Freund! fing ich an, wenn Sie auf alles was junge Hühner stiehlt, so ergrimmt sind, so möcht' ich wissen, wie Sie sich selbst ertragen. Denn wohl bedacht, sind Sie der schlimmste Habicht im Lande. — Veit, wie man wissen muß, lebte bei seiner Brunnencur von nichts als von Hühnern. Alles andere Fleisch, sagte sein Arzt, wäre zu schwer, und Gemüße wären zu blähend. Er fand, daß ich Recht hatte, und ward noch ängstlicher als zuvor. — Schlimm genug, sagte er endlich, daß ich armer schwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann. — Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Veit. Was ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm die Natur selbst verboten. Ihm bekommt kein Gemüße. — Dieser Grund war zu einleuchtend, er setzte den Habicht zu genau in den eignen Fall unseres Veit, als daß er weiter auf ihn hätte schelten können. Er sah sich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geschehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fieng er nun an, die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wundersamen Fertigkeit des Gedächtnisses — ob er gleich alles Gedächtniß glaubte ver-

verloren zu haben — eine Menge von Raubthieren her, die er aus allen Elementen und Himmelsstrichen zusammen brachte. Ist nicht die Natur, schloß er endlich, eine grausame Mutter? zeigt sich nicht ein offenbarer Widerspruch in ihren Werken und Anstalten?

Ein Widerspruch, lieber Veit? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widersprüchen könnte ja die Natur nicht bestehen. — Warum nicht? — Sie besteht, wie trotz allen seinen Krankheiten, mein Körper besteht; und Krankheiten sind ja auch nichts anders als Widersprüche in der Maschine. — Aber Ihr Körper vergeht auch, indeß die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu lassen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens sah, plötzlich zurück, und fing von vorn wieder an. Wozu denn nun, fragte er, dieser liebreiche Instinkt der Henne, ihr Ei zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu schützen, wenn da oben in seiner Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit seinen durchdringenden Augen ausspäht, und auf pfeilschnellen Flügeln herabschießt, es zu erwürgen? Wenn das nicht Widerspruch in der Natur ist! — — Nun es sei einer! Ich gebe nach, lieber Veit. Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie denn, daß dies Läuten sei? Auf dem Thurme oder in Ihrem Kopfe? — Sonderbar! es ist freilich in meinem Kopfe. — Und woher glauben Sie, daß es kommt! — Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich. — Nun also! Die Anwendung gemacht! Auch jene Widersprüche sind ein-

zig

zig in Ihrem Kopfe, und entstehen von der Schwäche Ihrer Vernunft. — Das kann seyn, sagte Veit; ich will's glauben. Aber wahrlich! mein Freund, — und er hohlte aus voller Brust einen Seufzer — bei so schwachen Nerven, wie ich sie habe, wär' es besser, lieber gar nicht zu leben. Man wird sein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. Und bei so ohnmächtigen Kräften unserer Vernunft, wär' es da nicht auch besser, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum, daß man sie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie spricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen? — Muth! Muth! spricht er immer. — Sehr recht! denn auf Muth kommt's nur an. Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften und einem etwas fleißigern Gebrauch dieser Kräfte würden Sie bald — nicht zu einem völlig gesunden, aber doch ganz erträglichen Leben gelangen. Mit der Vernunft, lieber Veit, ist's das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf sie nur unermüdet gebrauchen; so wird sie gewiß — nicht zu einer ganz zweifelfreien, aber doch ganz beruhigenden Einsicht kommen. Um mit dem vorhabenden Fall einen Versuch zu machen; tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? Wenn ich von der einen Seite die Natur betrachte, o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde die vortrefflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werk-

zeuge

zeuge zum Ausspähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente, Nahrung hervorzubringen; unerschöpflich reiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instinkte den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt. Aber von der andern Seite! — o da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mörderische, nach Blut lechzende, zum Blutvergießen gerüstete Thiere; sehe so viel Rachen und Klauen bewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet, daß meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiß, soll es mehr Vergnügen, oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh' ich Sie, lieber Veit? Sie wollen sagen, daß es die Natur fast so arg macht, als der Besitzer dieses Landguts. Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospekt durch ein schattiges Wäldchen zu schließen, maß ein unfruchtbares Stück Land ab, und säete Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten, was tout er? er schickt Arbeiter darüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Axt an, und läßt weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben so nun, glauben Sie — —

Nicht doch! nicht doch! rief Veit. Jener Aushau war nothwendig, selbst zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles so ins Wilde hineinwüchse, so würde bald nichts mehr wachsen; denn Eins würde das Andere ersticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieses Wäldchen weit unvollkommner.

Mei-

Meinen Sie doch? Nun so wäre ja eben dies ein Beweis, daß oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm anfangs durchaus entgegen schienen. Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung suchen! Worein setzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke? — In die letztern, versteht sich. — Also wenn eben die Erhaltung, die Stärke und Fülle des Lebens jene Aufopferungen nothwendig machte, so wäre die Natur völlig gerechtfertigt? Nicht? — denn Sie wollen doch so viel Leben, als nur bestehen kann? Und wollen dieses Leben so gesund, so blühend als möglich? — Wie anders? Wenn ich das Leben als Zweck will, so muß ich auch viel Leben wollen und glückliches Leben. — Gut, lieber Veit! wir bevölkern also alle Himmelsstriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der leblosen Natur finden, da setzen wir eine Thierart hin, die es genieße. Nicht wahr? — Allerdings! — Mithin behalten wir alle die Thierarten bei, die sich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, Blättern, Moos, allenfalls auch von den überflüßigen Säften der andern Thiere nähren. Meinen Sie nicht? — Ohne Zweifel! — Hingegen alle Raubthiere schaffen wir fort; alle blutgierigen Tieger verbannen wir, alle Gruben der Ameislöwen schütten wir zu, alle hinterlistigen Spinneweben stäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus? — Ganz recht! Rein heraus! rief er freudig.

Aber die Habichte, lieber Veit? — die ungefiederten wenigstens. — Nein, auch damit fort! laß

sie Gemüße fressen. Auch mit den Iltißen fort! Aus jedem Ei muß nun ein Küchlein, und aus jedem Küchlein ein Huhn werden. — Recht! und dann und wann auch ein Hahn! damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! auch ein Hahn. Das versteht sich. O ich fange an, mich in die Natur, wie sie jetzt wird, zu verlieben. Dieses ungestörte Glück aller Geschöpfe, diese holdselige Eintracht, dieser tiefe, unschuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zusehen, was wir hier in der Einbildungskraft gemacht haben. — Wär' es Ihnen denn recht, lieber Veit, wenn kein anderer lebendiger Laut in der ganzen Natur erschallte als Hahnengekräh und Hühnergeschrei? — Denn wenn alle die Hähne der ersten Generation zum Buhlen und alle die Hühner zum Brüten kommen, so sehen Sie wohl, daß schon bei der zehnten dieses eine Geschlecht viele andern verdrängt haben muß. — Oder sehen Sie's lieber, daß ohne Unterlaß eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältniß zurücksetzte, wobei jede bestehen könnte?

Warum das? Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein. — Schränken Sie nur die gar zu große Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit ist gehoben. — Gehoben? So, daß sieben andere entstehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund, wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geselligkeit hört da auf? Und wenn nun Krankheiten kommen, wenn Revolutionen der leblosen Natur die Geschlechter verwüsten;

ſten; ſoll es Jahrhunderte dauern, ehe die Lücke ſich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückſeligkeit in der Schöpfung wieder erſetzt wird? — Krankheiten? Revolutionen? ſagte er nachdenkend.

Sie ſtocken ſchon, ſeh' ich. — Doch geſetzt, daß Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig ſo fortleben? die Kräfte der Natur müſſen ſich doch endlich erſchöpfen? — Nun ja! erſchöpfen freilich: nur nicht gewaltſam in der beſten Blüthe vertilgt werden. — Aber wenn ſie ſich nun erſchöpfen? Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wiſſen, iſt die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und ſo viel Leben ſoll doch da ſeyn, als nur immer beſtehen kann? Was fangen wir mit dieſen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir übergeben ſie der Verweſung, laſſen die zerſtörten organiſchen Theile ſich in ihre Elemente auflöſen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und ſo im Kreislaufe fort.

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur dieſe Auflöſung das Werk eines Augenblicks wäre! — Erinnern Sie ſich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen ergieng? was für ſchnelle Beine Sie da bekamen?

O um's Himmelswillen! rief Veit, indem er mit abgewandtem und vor Eckel ganz verzerrtem Geſichte zurücktrat: an was erinnern Sie mich? Wiſſen Sie, daß mir das ſcheusliche Bild noch jetzt den Athem verſetzt? daß ich die ganze Nacht durch — — Stille!

ſtille davon! Wo ich Sie in's Erzählen Ihrer Zufälle laſſe, ſo iſt's um unſer Geſpräch gethan, und das wäre doch Schade. Sie ſehen alſo nun, daß unſere zu weichherzige Güte Grauſamkeit wird; daß wir den Thieren die Luft, die ſie einathmen, verpeſten, ſie tauſend unangenehmen und ſchmerzhaften Empfindungen ausſetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie ſehen, daß wir über dem gar zu ängſtlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verſchwendern deſſelben werden, und die Welt, die wir zum Paradieſe verſchönern wollten, zu einem Kerker von Calcutta*) verſchlimmern. Sehen Sie's nicht, lieber Veit?

Nicht ſo recht! Sie überſchleichen mich, deucht mir. — Ich habe Ihnen nur ſo viel Leben eingeräumt, als zuſammen beſtehen könnte. Setzen Sie alſo gleich anfangs nicht mehr, als daß keine Fäulniß, keine Verpeſtung der Luft zu beſorgen ſtehe.

Aber wenn ich das ſetze, können Sie wiſſen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einſchränken? Oder

*) Im J. 1736 wurde Calcutta, die Hauptſtadt von Bengalen, einem großen Diſtrikt Landes in Oſtindien, der vormals zu dem Mogoliſchen Reiche gehörte, aber nach den Kriegen von 1756 bis 1765 an die oſtindiſche Compagnie von England kam, von dem Nabob in Bengalen geplündert und verbrannt, bei welcher Gelegenheit 146 Engländer in ein enges Loch (welches unter dem Namen der ſchwarzen Höhle bekannt geworden, und das nur von einer Seite zwei Fenſterchen hatte) zuſammen geſteckt wurden, von denen in weniger als 6 Stunden 123 in ihren eignen Dünſten erſtickten.

Oder ist es nicht bloßer Eigensinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl der Wesen, die sich ihres Daseyns freuen und glücklich seyn könnten, so sehr vermindern zu wollen? Sterben müssen sie doch, die Thiere; und wer sagt Ihnen denn, daß der gewaltsame Tod nicht, eben so wie er der kürzeste ist, auch der leichteste sey? —

Der leichteste? Man stirbt noch leichter, denk' ich, vor Alter, wo Sterben nur Entschlummern heißt. — Und komm't's denn nur darauf an, leicht zu sterben? nicht auch glücklich zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode geboren? — Aber sie dürfen nicht alle sterben, das heißt, den Tod der Natur nicht. Wir sind schon einig über den Punkt.

Er stand stille und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir sind's noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn selbst der Anblick beim Wäldchen mir hier zu statten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anstalten wider die Verpestung bereits gemacht hätte?

Die möcht' ich kennen. Die wären? —

O erinnern Sie sich! — Jene zahmern Raubthiere, die sich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzufinden, die aus den Ruinen der todten Körper selbst zu Legionen geboren werden, ihre in Fäulniß übergehenden Säfte sogleich wieder in frische verwandeln, und der Erde kaum andere Befruchtungstheile lassen, als die reinern, gesundern, die von ihnen selbst aus lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedünstet werden. — Sollten nicht diese Thiere

zur

zur Reinigung der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit hinlänglich seyn?

Nein! denn auch sie werden Leichen. Es ist kein Grund vorhanden, warum wir nur sie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn also auch sie sterben, so kommt ja das Uebel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freilich ein wenig später.

Sey es! Es kommt zurück; aber vermindert. Das Thier hat bei seinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bei seinem Tode zurückläßt. — Und eben darum, dächt ich, wenn wir für jene Schwärme andere und wieder andere ersännen, endlich müßten wir dann so weit kommen, daß der eigentlichen unmittelbaren Verwesung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur möcht' ich dann einsehen, warum wir neulich davon liefen. Jene Thiere, die der Verpestung vorbeugen sollen, waren doch so zahlreich vorhanden. — Ja, aber der scheusliche Anblick — O nicht doch! Sey'n Sie aufrichtig, Freund. Wenn der Anblick scheuslich war, so war er's nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Gesicht an sich ist nicht eckel. Und wo mir recht ist, so fuhren wir mit der Hand nach der Nase, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal stille, und blickte nieder. — Sie sehen, sagte er, wie erstaunlich schwach jetzt mein Kopf ist.

Verzeihen Sie! Nur die Sache war schwach. Wer klüger seyn will als die Natur, der zieht freilich den Kürzern. — Sie geben mir also zu, daß wir die

die Welt durch unsere Einrichtung unendlich verschlimmert haben? —

Es scheint wohl nicht anders.

Nun wohl denn! So müssen wir sehen, wie wir helfen. Ich wüßte hier freilich ein Mittel, ein meines Bedünkens sehr heilsames Mittel: allein ob Sie's billigen werden? — Lassen Sie hören! warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir ließen nicht nur unsern fruchtfressenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, ließen nicht nur Millionen, die nach unserm ersten Plan würden gefehlt haben, geboren werden, und doch alle ihr Daseyn genießen, alle Freuden empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirksameres Leben in die Natur, das ohne dieses Mittel durchaus nicht da seyn würde.

Und wie das? Wodurch das? rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält; durch Kräfte, die einander entgegen kämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältnisse neben einander fortdauern und immer kämpfen und sich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie sagen?

Wie anders? — Sollte wohl ein so schwaches und kurzsichtiges Geschöpf, wie der Mensch, auf wahrhaft weise Mittel gerathen können, die der allsehende

Schö-

Schöpfer nicht schon lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Ist auch nur der schwächste Schimmer von Licht in unserer Seele, den nicht unsere Finsterniß von ihm als der einzigen Quelle des Lichts aufgefangen hätte? Kann unser Verstand etwas anders, als seiner Herrlichkeit nachsehen? — — Kurz, wir setzen den Menschen in die Natur, daß er täglich Millionen Leben zerstöre und sogleich wieder in Lebenssäfte verwandle; wir lassen für jede fruchtfressende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüssen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsstrichen, Räuber zu, die immer für tausend und mehr Leichen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe sie selbst noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Mensch, so wie er das Haupt der thierischen Schöpfung ist, so ist er auch das wichtigste Mittel ihrer Erhaltung; denn sein Geschlecht ist sehr zahlreich, er bringt sein Leben sehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch, er hat die Vernunft, seine Todten zu verbrennen oder in die Erde zu scharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viele werden, auch diese. — So und nicht anders, mein Freund. — —

Ich seh' es, Sie haben Recht! fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan, daß er seine Welt schuf — er lächelte bei diesen Worten — ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahllosen Geschlechter der

Raub-

Raubthiere in die Natur; erlauben den fruchtfressenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege; ziehen immer neuen Anwuchs zum schnellen Ersatz des Verlornen herbei: bringen mehr Geselligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt; erhalten die Thiere bei einer reinern Luft gesunder, fröhlicher, munterer; geben den Raubthieren diese schärfern Sinne, dieses wärmere Blut, diese höhere Wirksamkeit, die ihr Leben um so viel Stufen höher setzt, als das Leben der andern Thiere. — In diesem Tone fuhr er fort und sprach mit einer Wärme, mit einer Beredsamkeit! daß ich aufmerksam ward und ihn ansah.

Ihre Kur, rief ich, hat Wirkung gethan. Wie hält's um die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt auf die Schulter; die Füße erschleppten ihn kaum; es war der elendeste Mann. — Einbildung, Einbildung! rief ich. Und ob er dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch die Erfahrung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugniß darüber, einen sichtbaren Trost. Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäftigung untersagt, so würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das diese Materie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortreflichsten Apologien der Vorsehung ist. Meinen nicht hypochondrischen Lesern will ich's doch nennen: es sind die philosophischen Betrachtungen über die thierische Schöpfung. Aus dem Englischen. Leipzig. 1769. Eine Schrift, die eben so unterhaltend durch die gewähltesten Beobachtungen,

als

als unterrichtend durch die wichtigen Gesichtspunkte ist, worein dieselben gestellt werden. Aus allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorsehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es nicht kennen möchten, zu reizen, will ich eine Stelle hersetzen, die ungefähr das Resultat von den Untersuchungen des Verf. enthält.

„Leben, sagt er, ist eine Glückseligkeit; und der Wille des Schöpfers ist, daß unzählige Schaaren dieser Glückseligkeit genießen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige erschaffen, die wir bewohnen; eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechselt, durch Flüsse und Seen erfrischt, durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsichtbare Ursachen die Elemente, die mit allen Prinzipien des Lebens geschwängert sind, in beständigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime noch wunderbarere Kräfte, die reichen Schätze der Elemente an sich ziehen, auffammeln, und sie zur Erhaltung der thierischen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn so unendlich groß ist die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Substanz, gleichsam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Wesen, durch ewige und unveränderliche Gesetze, zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten sich vervielfältigen, es dazu geschieht, den Verlust leicht wieder zu ersetzen, dem ihre Hinfälligkeit sie blos stellt, und wenn sie sich einander aufreiben, wenn ihr Daseyn in gewisse Gränzen einge-

eingeschränkt ist, dieses geschieht, das Uebermaas in ihrem Anwachse zu verhüten. — Die große Absicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet ist, besteht in der Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems. Es giebt allgemeine Gesetze, die jede Klasse der Geschöpfe antreiben, diese Absicht zu befördern; und diese Gesetze sind so genau mit einander verknüpft, daß sie nothwendig einander wechselsweise voraussetzen und nach sich ziehen.“

VII.

Schulmeisteridyllen.

Idyllen sind solche Gedichte, die das gesellschaftliche Leben in seinen ganz einfachen, natürlichen und unschuldigen Verhältnissen, wodurch der Genuß desselben zugleich ungemein erhöht und veredelt wird, darstellen. Weil sich dieses Leben auf die beschriebene Art gewöhnlich in der von gekünstelten und verschrobenen Sitten weit entfernten idealisch verschönerten Hirten-, und Schäferwelt gestaltet, so sind die Idyllenscenen gemeiniglich von da hergenommen, und man hat darum die Idylle selbst Hirten- oder Schäfergedicht genannt. Diese Benennung zog aber eine zu große Beschränkung dieser Dichtungsart nach sich, indem man glaubte, der Stoff müsse allemal nur von dem Schäfer- und Hirtenleben entlehnt seyn; vielmehr ist die Idylle überall da zu Hause, wo das Leben auf eine der Natur angemessene Art in reiner Güte und glücklicher Beschränktheit genossen wird. Die von Voß, Brunner und andern erschienenen Idyllen haben bewiesen,

wiesen, daß sie auch aus dem Stande der Jäger, Fischer, Landleute u. s. w. hergenommen seyn kann. Indem wir hier einige den Stand der Schullehrer angehende Dichtungen der Art mittheilen, so haben wir die Absicht, das sonst eben nicht beneidete Leben eines Schullehrers von seiner angenehmen und genußreichen Seite vorzustellen, dadurch Glück und Zufriedenheit in ihm zu befördern und den reinen, edeln Sinn in die Gemüther unserer wirklichen Schullehrer zu verpflanzen, mit welchem das Leben eines Schulmannes, wie er seyn sollte, endlich in der That eine wahre Idylle werden müßte. — Aehnliche Versuche sollen in Zukunft noch mehrere geliefert werden.

---

1) Das unerwartete Lob.

Lange war in Weinstetten keine so fröhliche Hochzeit gehalten worden, als da Conrad und Margareth den Bund ewiger Treue feierten. Sie waren die Kinder reicher Eltern, und konnten auf ihren Ehrentag schon etwas verwenden. Sie behielten die Hochzeitgäste fünf Tage lang beisammen, ein seltener Fall zu einer Zeit, wo die Menschen vor trübsinniger Geschäftigkeit zur Freude sich keine Zeit mehr nehmen; und, was eben so selten seyn möchte, diese Tage giengen für alle mit nie gestörter Vergnügtheit vorüber und noch lange nachher wurde von diesen fünf fröhlichen Tagen im Hochzeithause zu Weinstetten gesprochen. Auch der Herr Pfarrer und Schulmeister des Orts durften an keinem Tage ganz ausbleiben. Tänze und muntere ländliche Spiele lösten einander ab, und die ganze Gesellschaft lachte allemal laut auf, wenn der drollige Baßgeiger seine lustigen Streiche machte.

Ruhi-

Ruhiger saß man am letzten Tage beisammen. Man hatte sich in allen Arten des Zeitvertreibs bereits erschöpft und die Jungen setzten sich ernsthaft zu den Alten. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, und Braut und Bräutigam nebst Eltern und Schwiegereltern und dem Herrn Pfarrer, einem jungen artigen Manne, der erst vor kurzem seine Stelle im Dorfe angetreten hatte, mußten hoch leben. Da ergriff Conrad mit der Linken seine Margareth, mit der Rechten einen neugeschenkten porzellanenen Maaskrug, nahm ehrerbietig die Mütze vom Haupt und rief: "Alle übrigen Hochzeitgäste in Ehren, aber wenn einmal Gesundheiten getrunken werden, so ist unser Herr Schulmeister Einer der ersten, dem ich sie bringen muß. Er hat mich und meine Margareth in dem Christenthum und in allem Guten getreulich unterrichtet, vor manchem Irrthum mich gewarnt, für manchen Fehltritt bestraft, und wie ich zu Gott hoffe, uns beide zu einem braven Ehepaar erzogen. Dafür lebe Er, damit auch noch unsere Kinder bei ihm in die Schule gehen können, hoch und noch einmal hoch!!„

Und alle Gäste freuten sich des glücklichen Einfalls und leerten ihre vollen Gläser froh auf die Gesundheit des geachteten Schulmeisters.

Wie betroffen erhob sich Herr Wacker von seinem Sitze, denn er hatte eine so dankbare Gesinnung bei Conrad in diesem Augenblick nicht erwartet, stieß rings in der Reihe mit seinen Nachbarn an, trank, und Thränen der Rührung fielen in den Becher.

„Dank Euch, guter Conrad! war seine Antwort, für den Beweis Eurer Freundschaft. Ihr waret immer

ein

ein guter, folgsamer Schüler und habt mir vor vielen andern Ehre und Freude gemacht.“

Aber doch auch einmal recht bittern Verdruß, erwiederte Conrad mit lächelnder Miene. Erinnern Sie sich noch des Streichs mit der verwünschten Pistole?

„Nun ja freilich, antwortete Herr Wacker, nach einigem Besinnen, doch dafür habt Ihr auch eure richtigen Schläge bekommen.“

Wofür ich Ihnen noch heute von Herzen danke! versetzte Conrad, denn von jener Zeit an habe ich kein Schießgewehr mehr in die Hände gebracht, selbst nicht an meiner fröhlichen Hochzeit.

Als Knabe von 10 Jahren hatte sich nemlich Conrad einmal der geladenen Pistole seines Vaters bemächtigt, war damit auf die Gasse gelaufen und spielte mit Peter, des Nachbars Sohn. Peter war ein furchtsamer Junge, dies wußte Jener, und wollte ihm einen vergeblichen Schrecken machen. Weil er glaubte, die Pistole sey nicht geladen, so jagte er damit Petern von einer Ecke zur andern. Endlich drückte er sie auf ihn los, und der arme Junge fiel — vor Schrecken betäubt zu Boden. Der Schuß war aber über ihn hingegangen in ein Bret. Bestürzt warf Conrad das Gewehr auf die Erde und entfloh. Hier lief er dem Schulmeister, der den Schuß gehört hatte und sogleich errieth, daß Conrad vom bösen Gewissen verfolgt wurde, gerade in die Hände. Dieser führte ihn als Gefangenen an die unglückliche Stelle zurück, und Conrad gestand seinen ganzen Muthwillen. — Am andern Tage wurde er vor seinen Mitschülern als warnendes

nendes Beispiel aufgestellt und bekam seine angemessene Strafe.

Conrad aber gehörte nicht unter die bösen Schulknaben, die dem Lehrer die verdiente Strafe nachtragen und ihm, wenn sie aus der Schule sind, dafür mit Unhöflichkeit begegnen; er fühlte, wie sehr er sie verdient hatte, gieng in sich und bezeugte seinem Lehrer nachher nur noch größere Liebe.

„Aber eine Strafe, versetzte darauf schalkhaft die muntere Margareth, haben Sie mir doch geschenkt?"

Ich wüßte nicht: welche?

„Ich hatte Ihnen einmal im muthwilligen Scherz mit Therese (des Schullehrers Tochter) das Tintenfaß umgeschüttet, und damit Bücher und Papiere abscheulich befleckt. Bei Ihrer Rückkehr in die Schulstube fragten Sie erzürnt nach dem Thäter; schon wollte ich zitternd mit dem offenen Geständnisse herausrücken, als sich Therese (hier drückte sie ihre Freundin, die ihr eben zur Seite stand, zärtlich an den Busen) schleunig ins Mittel schlug und die Schuld auf den unruhigen Staarmatz schob."

Kinder! erwiederte der Schulmeister, ihr sprecht von weiter nichts als von gegebenen und geschenkten Strafen, eben als hätte ich weiter nichts gethan, als Schläge an euch ausgetheilt! Ist denn der Schullehrer nur ein Zuchtmeister, und nicht vielmehr ein Führer zur Vernunft und Tugend? Erst wenn Ihr mir das nachrühmen könnt, daß ich Euch etwas Tüchtiges und Nützliches gelehrt, Euch richtige Vorstellungen von der Welt und Eurer Bestimmung in ihr beigebracht und überhaupt verständigere und edlere Menschen aus Euch

ge-

gemacht habe als Ihr ohne mich geworden wäret, dann erst soll mir Euer Lob ein wahres Labsal seyn.

„Ja! das können wir,“ riefen einstimmig Jünglinge und Jungfrauen und manches junge Ehepaar aus der Gesellschaft, die insgesammt seinen Unterricht genossen hatten; und jedes beeiferte sich, aus seiner Lebensgeschichte einen Vorfall zu erzählen, der bewies, wie viel Nützliches und Gutes es in der Schule von ihm gelernt hatte.

Franz war unter seiner Anleitung ein großer Rechenmeister und Schönschreiber geworden, hatte sich dadurch die Gunst und das Zutrauen seines reichen Schwiegervaters, der am Zolle saß, erworben, und bekam Hanne zum Weibe, die ausserdem nie die Seinige würde geworden seyn. Jetzt war er ein angesehener Mann im Dorfe, der durch kluge Wirthschaft und einen wohlberechneten Handel sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte.

Michel führte eine Menge von Denksprüchen an, die Herr Waker immer mit zweckmäßigen Erläuterungen und Beispielen begleitet. Diese, setzte er hinzu, erregten meine Aufmerksamkeit immer vor allem andern, und oft haben sie mich auf der Bahn der Rechtschaffenheit erhalten, wo ich in Gefahr war, zu straucheln.

Andere hatten in der Geographie, andere in andern Geschicklichkeiten besondere Fortschritte gemacht; und so brachte jeder das von ihm Erlernte in dankbare Erinnerung und zeigte, wie es ihm in diesem und jenem Fall großen Nutzen und Vorschub geleistet habe.

Mit

Mit Vergnügen hörte der edle Pfarrherr auf diese Gespräche und freute sich, aus dem Munde seiner eigenen Pfarrkinder das Lob seines verdienten Schulmeisters zu vernehmen. Denn nur der unverständige Geistliche, der mehr seine eigene als Gottes Ehre sucht, ist neidisch auf die Verdienste und Lobeserhebungen, die seinem Schulmeister gemacht werden. — Welchem aber das Wohl seiner Gemeinde am Herzen liegt, der ehret ihn, und betrachtet ihn als seinen besten Freund und Mitarbeiter in dem Weinberge des Herrn.

Herr Waker aber nahm alle diese Lobsprüche mit Bescheidenheit und Demuth auf und wurde so heiter und aufgemuntert durch sie, daß er des andern Tages noch einmal so vergnügt an seine Arbeit gieng, denn, dachte er, hat Gott meine Bemühungen bisher so reichlig gesegnet, so darf ich ja auch ferner in meinem Amte nicht lässig seyn.

---

2) Das Confirmationsfest.

Der erste Sonntag nach Ostern war gewöhnlich der Tag, an welchem die Confirmanden in Weinstetten das heil. Abendmahl genossen. Dieser Tag war ein wichtiges Fest für das ganze Dorf. Pfarrer und Schulmeister boten Alles auf, um diesem Feste die möglichste Würde und Feierlichkeit zu geben, damit sein Andenken in den Gemüthern der Neuaufgenommenen nie verlöschen möchte. Es war rührend zu sehen, mit welchem Anstande die jungen Christen sich dem Tische des Herrn naheten. Schon aus dem bescheidenen ehrfurchtsvollen

Hinzutreten, aus dem in sich gekehrten Blicke der Andacht und Demuth, die ihr ganzes Wesen verklärte, konnte man wahrnehmen, daß sie den ganzen Sinn der heiligen Handlung, die sie dem allgemeinen Christenbunde einverleibte, wohl begriffen hatten.

Herr Waker bestellte sich auf diesen Tag allemal einen fremden Orgelspieler. Er hielt es für unschicklich, diesmal auf dem Chor blos für die Erbauung anderer thätig zu seyn; um sich selbst desto besser zu erbauen und seine bisherigen Zöglinge, die ihm durch die Länge des Unterrichts immer theurer geworden waren, noch einmal recht liebreich in's Auge zu fassen, genoß er jedesmal an ihrer Spitze das Abendmahl selber. Er empfand dabei immer eine innige Freude darüber, daß er mit Hülfe seines Herrn Pfarrers die Kinder so weit gebracht hatte, ob es ihn gleich auf der andern Seite nicht wenig schmerzte, in ihnen, die er schon als seine Freunde und Gehülfen im Lehramt zu betrachten anfing, seine reifsten und besten Zöglinge zu verlieren. Wie weit besser, sagte er oft, haben es nicht die Eltern? Diese übergeben dem Schulmann ihre Kinder zu einer Zeit, wo durch das sauere Geschäft des Unterrichts die Freude an ihrem Umgang nicht wenig verkümmert wird, und nehmen sie wieder zurück, wenn sie eben anfangen, ihren Lehrern durch einen gesetzten und vernünftigen Umgang die aufgewandte Mühe erst zu vergelten.

Einst war das Confirmationsfest wieder gefeiert worden, aber Herr Waker sah sich leider! davon ausgeschlossen. Eine körperliche Schwäche, der Ueberrest einer vierwöchentlichen Krankheit, und das Verbot des Arztes hielten ihn davon zurück. Es that ihm um so

weher,

weher, seiner alten löblichen Gewohnheit entsagen zu müssen, da Heinrich, sein jüngster Sohn, selbst unter der Zahl der Confirmanden war. Die Kinder trauerten darüber eben so sehr als ihr Lehrer, und es gab Viele darunter, die deswegen lieber ein Jahr später zum heiligen Abendmahl gelassen zu werden wünschten.

Es war aber auch noch eine andere Sitte bei ihm eingeführt, die: daß die Confirmirten am Sonntage Nachmittags in ihren Feierkleidern sich bei ihm versammelten, um förmlichen Abschied zu nehmen von ihrem Lehrer und den übrigen Mitschülern. Ihr Herz war an diesem Tage für gute Eindrücke besonders empfänglich, und diesen günstigen Zeitpunkt glaubte er nicht unbenutzt vorübergehen lassen zu müssen. Er that es auch diesmal nicht, obgleich Agnes, seine Frau, ihn zu bereden suchte, diesen Gebrauch für dasmal einzustellen, weil es ihn, den Geschwächten, zu sehr erschüttern dürfte. Aber er wieß jede Einrede mit den Worten zurück: Lasset die Kinder zu mir kommen, denn heute ist für sie der Tag des Heils.

Die ganze Schuljugend kam also, nachdem die Confirmirten erst dem Herrn Pfarrer ihren herzlichen Dank für gegebenen Unterricht abgestattet hatten, in der schön gewaschenen und mit weißem Sande überstreuten Schulstube zusammen. Es herrschte eine tiefe Stille unter ihnen, und jedes sah mit Sehnsucht dem frohen Augenblicke entgegen, wo der Lehrer, den sie seit vier Wochen heute zum erstenmal wieder sehen sollten, in ihre Mitte treten würde. — Die Thüre that sich auf, und Herr Waker trat herein, mit einem frohlockenden, einstimmigen Gruße Aller herzlich bewillkommt.

kommt. Das bleiche, von der Krankheit noch etwas zusammengefallene Gesicht des Lehrers preßte vielen der Vernünftigern Thränen der Rührung aus. Die Confirmirten überreichten ihm auf einem reinlichen Teller ein auf diese Gelegenheit verfertigtes Gedicht; es war mit einem Kranze der schönsten Blumen umwunden, die sie sich zu diesem Zwecke gezogen hatten. Herr Waker reichte einem nach dem andern die Hand, Thränen standen ihm in den Augen, sie waren kaum bemerkt worden, als die zärtlich ihm ergebenen Kinder, das Eine früher das Andere später, laut zu schluchzen anfingen, und selbst die Gefühllosern und Unmündigern in den Strom gleicher Empfindung mit hinrissen. Der edle Schulmeister konnte lange den Faden zu der Anrede nicht finden, die er sich ausgedacht hatte. Endlich gewann er hinlängliche Stärke über sich, folgendermaßen mit ihnen zu sprechen:

„Ihr wißt, theuere Kinder, wie sehr ich euch liebe. Ihr könnt euch also denken, welches Leid ich fühlte, in den letzten vier Wochen ausser Stand gewesen zu seyn, euch selbst zu unterrichten. Doch diese Leiden hat Gott geendet, und ich werde bald in dem Grade hergestellt seyn, daß ich das Versäumte wieder einbringen kann. Was mich aber noch besonders betrübte, war, daß ich der feierlichen Aufnahme unserer Confirmirten unter die erwachsenere Christenschaar nicht habe beiwohnen und die Freude des Genusses im heiligen Abendmahl mit ihnen theilen können. Mein Herz begleitete euch im Stillen zu dieser wichtigen Handlung, und meine Gebete stiegen inbrünstig für euer zeitliches und ewiges Wohl zum Vater der Liebe. Er hat es uns,

uns, euren Lehrern, gelingen lassen, euch zu vernünftigen und frommen Menschen zu bilden, o so bewahret die empfangenen Lehren im dankbaren Gemüthe, und lasset sie die Richtschnur eurer Gesinnungen und Handlungen das ganze Leben hindurch seyn. Ich werde euch stets aus der Ferne beobachten, und mich nicht wenig freuen, wenn ich finde, daß ihr durch den von mir empfangenen Unterricht nützliche, brauchbare und glückliche Erdenbürger werdet. Mit schwererem Herzen würde ich euch entlassen, wenn wir ganz von einander getrennt würden. Aber in den Sonntagsschulen finden wir uns ja wieder. Da bauen wir auf dem Grunde fort, den wir bisher gelegt haben. Aber eure jüngern Schulkameraden bedauern, daß sie künftig euer gutes Beispiel im Lernen entbehren sollen. Seyd ihnen also wenigstens ausser der Schule ein Muster und Vorbild in einem anständigen christlichen Lebenswandel, damit sie die Früchte des fleißigen Schulbesuchs auch an euch reifen sehen."

„Ihr aber, die ihr als die Größern unter euern Brüdern und Schwestern an die Stelle der Entlassenen tretet, suchet ihnen nachzueifern und werdet frühzeitig euern Mitschülern das, was jene ihnen und euch waren, damit wir im künftigen Jahre wieder gute Stämme aus der Kernschule des Unterrichts in die Baumschule der Welt verpflanzen können."

„Mehr zu sagen, fühle ich mich diesmal zu schwach; den Verständigen wird schon das Gesagte genug seyn. Kommt und reichet mir noch einmal die Hand zum Unterpfand fortdauernder Liebe und Treue."

Und

Und die Confirmirten nahten sich freudig ihrem Wohlthäter, drückten und küßten ihm ehrerbietig die beiden Hände, und dankten ihm mit Thränen in einfachen, ungekünstelten Ausdrücken für den empfangenen Unterricht.

VIII.

Rückerinnerungen
an
Freiherrn von Rochow.
Aus dem Briefe eines Reisenden.

Der Weg nach dem pädagogischen Rekan, führt von Potsdam ab durch eine mit Thälern und Bergen gefüllte Gegend, die man das Brandenburgische Marsfeld nennen könnte, weil hier die gewöhnlichen großen Herbstmanövres gehalten werden. Jenseits dieser friedlichen Schlachtfelder wadet man wieder in den langweiligsten Sandfeldern, und die hier und da kümmerlich hervorscheinenden Tannenwälder geben dem Wanderer nur wenig Schatten. — O! wie sehnte ich mich bei der Sonnenglut des Tages nach dem freundlichen Rekan, welches endlich in der Abendkühle vor meinen Augen lag. Schon von fern kündigen sich die Umgebungen des Orts durch ein besser kultivirtes Gefilde an, wie sich schon jedes Dörfchen durch ein freundlicheres Aeusseres auszeichnet, in welchem fleißige Menschen und verständige Obere wohnen. Wir sahen

hen eine Menge blühender Kinder nicht im gewöhnlichen Müßiggange, nicht zerlumpt umher schwärmen, sondern reinlich gekleidet die Steine von den Aeckern lesen. Die näherstehenden boten sich ungerufen an, uns den Weg nach ihrem Wohnorte und dem adelichen Hofe zu zeigen. Irre ich nicht, so hatten alle diese Kinder etwas Lebendigeres und Freundlicheres in ihrer ganzen äussern Form, als die gewöhnliche Dorfjugend — etwas Artiges und Gefälliges, welches den gemeinen Mann so gut kleidet, sobald er eine menschlichere Erziehung bekommen hat. Er scheint es tief zu fühlen, daß man ihn über seine Rohheit hinausführte, ohne daß er dagegen die Verstellung und die Künstelei des Städters eintauscht. Man muß diese Kinder selbst gesehen haben, um sich über die Wirkungen einer veredeltern Erziehung zu freuen, worauf jeder Mensch auch in den niedrigsten Ständen Ansprüche machen kann, weil er so gut wie der im Purpur Geborne ein Mensch ist. Rochow sagte mir mehrmals: „Sie können nicht glauben, wie sehr das bessere Selbstgefühl gut erzogener Kinder auf die rohesten Aeltern wirkt, und wie viel stille Wunder das Beispiel dieser Kinder in den häuslichen Kreisen meiner Dörfer bewirkt hat. Von den Kindern, fuhr er fort, muß man in meiner Lage anfangen, wenn man auf die Aeltern zurückwirken will.

Man führte uns zur Wohnung des verdienstvollen Mannes: ein einfaches, prunkloses, aber heiteres Landgebäude. Ein junger bescheidener Mann, den ich wegen seines Anstandes und Benehmens für einen der vielen hier durchreisenden Erzieher hielt, öffnete uns die

die Thür — es war ein Lakey des Hrn. v. Rochow — und er führte uns in das große und geschmackvolle Studierzimmer desselben, ein schöner freundlicher Saal nach dem Garten hinaus, wo alle jene menschenfreundlichen Plane des vortreflichen Mannes zu einer bessern und zweckmäßigern Volkserziehung entworfen wurden. Nach wenigen Augenblicken erschien er selbst, den sinnigen aber freundlichen Ernst auf seiner Stirn, wodurch sich sein ganzes Aeußeres ankündigte. Es lag etwas Großes und Originelles in dieser Physiognomie, zugleich aber auch etwas Leidendes, was uns nur noch mehr zu ihm hinzog. — Noch eine halbe Stunde des Gesprächs und wir mußten ihn lieben. Rochow redete mit großer Energie von allem, was ihn interessirte, bisweilen etwas zu sententiös und imponirend; aber immer mit dem ihm eigenen Reichthum des gesunden logischen Urtheils, und fern von jenem gezierten und gelehrten Schulzwange der Rede, da er sich seine ganze Ausbildung allein verdankt. Er nennt sich selbst mit Recht einen Autodidaktos. — Er hatte sich in seiner Jugend als Soldat sehr vernachläßigt. In jenen Zeiten, sagt' er, erlaubte man dem Offizier, roh und unwissend zu bleiben, ohne daß er sich deshalb schämen durfte. Aber auf einmal erwachte in ihm ein höherer Beruf; er hatte sehr viel nachzuholen, und von nun an arbeitete er mit einer solchen Rastlosigkeit an sich selbst, daß er sich in sein Zimmer einschloß, wie ein gemeiner Schüler zu dekliniren und konjugiren anfieng, und nicht eher nachließ, bis er die lateinischen Klassiker und die neuern Sprachen ohne Anstoß verstehen konnte. — Vielleicht hat er dadurch, daß er so spät zu studieren anfing und als ein alter Schüler, dem

das Eilen Noth thut, nur immer mehr auf das Nützliche des zu Lernenden sah, seinem Geiste jenen praktischen Blick und Sinn gegeben, womit er alles Wissenschaftliche und vornämlich die Erziehungskunst zu betrachten pflegte.

Eben dieß hat ihn denn auch vor jener Einseitigkeit und Pedanterie gesichert, mit welcher so oft neuere Pädagogen hervortreten, indem sie fast immer nur von ihrer Profession zu reden wissen. Rochow zeigte in seinen Ideen eine erstaunliche Vielseitigkeit. Seine Staatskenntnisse waren von großem Umfang. Seine Kenntniß in der Agrikultur, der Naturhistorie und in der Geschichte war nicht gering, und überall schien der fleißige Selbstdenker hervor; aber das Erziehungswesen blieb sein Lieblingsstudium. Es war sehr angenehm, ihn hierüber bisweilen mit einer liebenswürdigen Schwärmerei reden zu hören, da er hiervon mit so viel lebendiger Ueberzeugung sprach, und da die Größe des Gegenstandes nach seiner frommen Ansicht jenen Enthusiasmus mit Recht auffordern mußte. — Vielleicht haben die philantropischen Spielereien in Dessau doch auch den Nutzen gestiftet, daß sie Rochow's geraden Sinn nach etwas besserem zur Erziehung des Menschen hinrichteten. Er war Basedow's Freund, aber er war mit dessen Erziehungs-Maximen nie ganz zufrieden. Beide stritten sich mehrmals sehr lebhaft über die neuere Pädagogik, und dieß veranlaßte den edeldenkenden Rochow, ein durchaus zweckmäßigeres Institut und zwar aus reinern Absichten anzulegen, als das zu Dessau war.

Man

Man hat die Bewegungsgründe dieser vortrefflichen Anlagen sehr hämisch beurtheilt. Man hat sie der Eitelkeit dieses redlichen Mannes zugeschrieben, als ob er sich dadurch bei der Welt hätte geltend machen wollen, weil ihm die Hoffnung zu einem großen Staatsamte fehlgeschlagen sey. Es ist nichts leichter, als so etwas in das Publikum hineinzureden, und er würde vielleicht selbst als Minister Friedrichs des Großen nicht so viel Gutes haben stiften können, als er nun wirklich gestiftet hat. Wer ihn genauer kannte, und seine kleinen Launen nicht mißdeutete (die aus seinem Hange zur Hypochondrie hervorgingen,) ehrte in ihm den zart- und tieffühlenden Mann, den thätigsten Freund alles Guten, den wärmsten Verehrer des moralischen Christenthums, worauf er in seinen Schulen vornähmlich hinzuwirken suchte. Wohlthun und bessern wollte er und aufklären, aber nicht schimmern, welches Letztere er bei seinen großen Talenten auf eine andere Weise viel sicherer als durch die Anlage von ein paar Dorfschulen erreicht haben würde. Dieser Geist einer ächten Philantropie spricht sich in seinen Schriften so wie in seinem ganzen Leben aus. Wie oft redet er mit glühendem Herzen die Regenten an, "ihre Völker besser erziehen zu lassen", wie dringend weiß er ihnen die Wichtigkeit des Gegenstandes oft in den sprechendsten Gleichnissen darzustellen, wie heilig ist ihm die Sorgfalt der Regierungen für das innere und äussere Glück des Volks!

"Wer Bienen mit Nutzen halten will", heißt es in einer Stelle seines Stoffs zum Denken, — "was thut der? Er schafft ihnen viel Nahrung und die möglich

lich vortheilhafteste Lage an Obdach, Wärme und Reinlichkeit. Er befördert zwar ihre Vermehrung, aber veräussert den zugezogenen Ueberfluß lieber, als daß er das Verhältniß zwischen Erwerb- und Nahrungsmitteln, und den zu Ernährenden überschreiten sollte. Er wehrt ihren Feinden. Er hält am meisten auf solche, die Wasser und Weide, Flug und Sand gewohnt sind. Er nährt sie ausserordentlich bei dürftigen Zeiten, und schafft ihnen Arzneimittel in Krankheiten. Nichts ist ihm unwichtig, was seine Bienen angeht. Seht da, ihr Fürsten! ein wahres Bild der Staatspolizei!" — und ein solcher fleißiger und gütiger Bienenwärter war Rochow selbst im ganzen Sinne des Worts. Er ließ nicht nur die Kinder seiner Unterthanen besser und unentgeldlich unterrichten, sondern förderte auch ihr häusliches Glück und ihren äussern Wohlstand auf alle Art und Weise. Er verbesserte die zerrütteten Umstände einiger, andern öffnete er bessere Hülfsquellen, und führte sie zu einer vernünftigern Agrikultur an. Ja, er besoldete sogar in Brandenburg einen geschickten Arzt, welcher seine Bauern und ihre Kinder frei curiren mußte, um diese Leute sichern Händen anzuvertrauen und von dem schädlichen Gebrauche aller Quacksalbereien und anderer abergläubiger Mittel abzuhalten. Die edle Frau von Rochow, eine der vortrefflichsten deutschen Frauen, die ich jemals kennen lernte, führte die sorgsamste Aufsicht über die weiblichen Arbeiten junger Mädchen, und saß oft wie eine zärtliche Mutter in diesem blühenden Kreise, um ihnen die nöthigen Anweisungen zu den Geschäften künftiger Hausmütter und Gattinnen zu geben. — Es erregt den größten Unwillen, wenn man so viel Gutes,

Liebes

Liebes und Schönes mit einer solchen Wärme und Herzlichkeit ausüben sieht, und hören muß, daß alles dieß nur ein Werk der leidigen Eitelkeit sey! — Doch diese Sprache führten damals nur diejenigen gnädigen Herren, welche sich mehr mit ihren Jagdhunden, als mit dem Glücke ihrer Unterthanen zu beschäftigen pflegten.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht!" So lautet die freundliche Inschrift auf dem Schulgebäude zu Rekan; — Worte, die mehr Edles und Schönes als manche noch so glänzende Inscriptionen auf öffentlichen Palläſten und Triumphbogen ausdrücken. Das Schulgebäude selbst ist ein nettes, gesundes und helles Gebäude, mit einem geräumigen Saale für den Schulunterricht. Welch ein Kontrast zwischen diesem freundlichen Erziehungshause und den meisten Dorfschulen, welche gemeiniglich eher einem dunklen Viehstalle, als Erziehungsanstalten für Menschen gleichen.

Aber vor allen Dingen ist für einen zweckmäßigern, den Fähigkeiten der Kinder angemessenen Unterricht gesorgt. Herr v. Rochow hatte seine Schulmeister selbst gebildet, sie nach und nach an eine bessere Lehrmethode gewöhnt, hatte in ihrer Gegenwart die Kinder selbst unterrichtet, und dadurch in diesen Männern, so wie in seinem Prediger Rudolph, eine Nacheiferung aufgeweckt, die sie zu wahren Meistern ihrer Kunst machte, — und dies alles ohne Zwang, ohne Künstelei und ohne Mikrologie, welche man die gewöhnlichen Erbfeinde der meisten neuern Anlagen nennen kann. Eine umständlichere Beschreibung des

Innern

Innern dieſer Schulen finden Sie in mehrern Schriften (beſonders in Riemanns Beſchreibung der Rekaniſchen Schule) und ſie gehört in keine Reiſebeſchreibung. Allein Einiges muß ich doch für Sie, mein Theurer, berühren, da Sie die Erziehung des Menſchen und mit Recht für eine der allerwichtigſten Angelegenheiten der Zeit und Ewigkeit halten. — Vernunftlehre, nicht im wiſſenſchaftlichen Sinne des Worts, ich will alſo lieber ſagen, Vernunftübung, macht in den Rochowiſchen Schulen einen Hauptheil des Unterrichts aus, und zwar Vernunftübung in allen jenen Kenntniſſen, welche unmittelbar auf die Beſtimmung des Landmanns, auf ſeine Berufsgeſchäfte, ſeine individuelle Lebensweiſe, auf ſein häusliches Glück, auf ſeinen Gehorſam als Unterthan Einfluß haben können, — alſo durchaus nichts Gekünſteltes, nichts Gelehrtes und Geſuchtes, wie man dies mehrmals dem dortigen Unterrichte, ohne ihn näher zu kennen, vorgeworfen hat.

Man lehret die Kinder die natürlichen Urſachen und Beſchaffenheiten der Dinge aufſuchen, damit ihnen die Natur in ihrer großen Zweckmäßigkeit bekannt werde; man erklärt ihnen die phyſiſche Entſtehung der Witterung, der Lufterſcheinungen, die Beſchaffenheit der Elemente, den Bau der Thiere und Pflanzen, um ſie vor jenem ſchädlichen Aberglauben zu ſichern, welcher überall noch die niederen Stände ſo ſchrecklich verfinſtert. — Man erſtaunt, mit welcher Lebendigkeit dieſe Kinder die natürlichen Eigenſchaften der Dinge aufſuchen, wie heiter ſie hierin mit einander wetteifern, und wie regſam der geſunde Menſchenverſtand ſchon in

den

den kleinsten Kindern ist, wenn man ihn auf die rechte Art aufzuwecken versteht.

C. F. Pokels.

IX.

Ehrlich währt am längsten.

Vor dem Schlosse zu Grüningen an der Bode saß an einem heitern Sommerabend der Bischoff von Halberstadt, Heinrich, und neben ihm ein fremder Bischoff, der seit einem Monat sein Gast war. Vor ihnen stand in zwei gewichtigen Pokalen der Nachttrunk. Seit 10 Uhr des Morgens, da sie sich zur Mittagstafel setzten, bis zu Sonnenuntergang hatten sie von einem großen Weinfaß gesprochen, welches damals ein Bischoff am Rhein erbauen ließ, und daß billig jeder geistliche Fürst, um seinem Hoflager den geziemenden Glanz zu geben, ein ähnliches Faß bauen müsse. Die wichtige Sache war endlich bis zur Ausführung aufs Reine gebracht, und die Rede begann bei beiden, vom öftern Gähnen unterbrochen, nur langsam und immer einsylbiger sich fortzubewegen.

Da trieb zum guten Glück der Schäfer Conrad die weißgewaschene Heerde, die Bischoff Heinrich alle Abende musterte, quer über den Schloßhof. „Gott grüß' Euch, Herr Bischoff!" — „Guten Abend, Conrad! Wo ist denn Harm?" — Conrad pfiff, und ein schöner großer Widder sprang erst zum Schäfer, und dann

dann zum Bischoff, der ihn streichelte und mit den Brocken fütterte, die er selbst von der Tafel für ihn aufbewahrt hatte, und die er einen nach dem andern aus der Tasche herausholte. Der Bischoff sprach dann ein paar Worte mit seinem Schäfer, und fragte lächelnd, wenn er Hochzeit machen würde? Conrad zukte die Achseln und trieb seine Heerde weiter.

Nun ergoß sich der Bischoff Heinrich in Lobsprüche über den schönen Widder, den er um alles in der Welt nicht missen möchte, und dann über den guten Conrad, der die Ehrlichkeit selbst sei. Der fremde Bischoff lachte; weite Reisen, und öfterer Aufenthalt an vielen fürstlichen Hoflagern, hatten ihn mit Mistrauen gegen die Menschen erfüllt. Er behauptete geradezu: ganz ehrliche Diener zu finden, sei unmöglich, wenigstens an einem geistlichen Hofe; sie betrögen alle ihre Herren, wären allzumal Schelme, nur der Eine mehr, der Andere weniger. Bischoff Heinrich widersprach ihm heftig, rühmte ihm den guten Schlag von Leuten, die unter seinem Krummstab wohnten, vor allen aber Conrad, den ehrlichen Schäfer, der noch nie eine Unwahrheit gesagt, oder irgend jemanden betrogen habe. — „Noch nie hätte Conrad gelogen? nie Andere betrogen?" fragte spottend der Gast. — „Nein!" antwortete Heinrich mit lebhafter Theilnahme, „nie hat Conrad das gethan! und nie wird Conrad das thun!" — „Nie?" wiederholte der fremde Bischoff, „was gilt die Wette?" — Nach mehreren Vorschlägen weiteten endlich beide auf ein Weinfaß, das 150 Fuder Wein halten könnte. Und in 3 Tagen sollte Conrad, ohne daß er es wüßte, die Probe der Ehrlichkeit bestehen. So schieden die

bei-

beiden Bischöffe, froh, auf einige Tage eine neue Unterhaltung gefunden zu haben, und jeder seines Siegs gewiß.

Der fremde Bischoff trat, ehe er sich schlafen legte, erst in Berathschlagung und Unterhandlung mit seinem Peter. Dieser war, dem Namen nach, nur Knecht, nach Befinden der Umstände auch wohl Hofnarr, in der That aber des Bischoffs Geheimerrath, mehr als mancher andere in prunkenden Titeln und Bändern. Er mußte immer rathen und helfen, in allen geistlichen und leiblichen Nöthen. Er pflegte für seinen Herrn zu hören, zu sehen, gelegentlich auch, ohne es sich merken zu lassen, zu denken und das hatte er auch diesmal gethan. Aber er war diesen Abend nicht sehr sprechlustig; erst die Anweisung auf eine neue scharlachene Kappe, im Fall der gewonnenen Wette, öffnete ihm den Mund. Nach manchen beissenden Bemerkungen über die Kosten eines Weinfasses, das 150 Fuder Wein enthalten sollte, welches fast die Hälfte der Jahreseinkünfte des Herrn Bischoffs erschöpfte, nahm er es endlich auf sich, auszukundschaften, wie wohl dem Conrad, diesem Ausbund, Muster und Phönix der Ehrlichkeit, wie Knecht und Herr spottend ihn nannten, beizukommen seyn möchte.

Peter fing gleich mit Sonnenaufgang seine des Nachts ausgesonnene Kundschaft an. Und schon vor der Mittagstafel konnte er seinem Herrn berichten: Conrad habe eine Liebschaft, die schöne Lise, die aber von seinen Anträgen nichts eher hören wolle, bis er ein eignes Häuschen besitze, da er und sie arm seien. Der listige Peter hatte selbst schon Lisen gesprochen und

sie

sie zur Ausführung des Entwurfs, den er sich gemacht hatte, bereit und sehr tüchtig gefunden. Er bat sich also von seinem Herrn eine gute Handvoll blanker Batzen aus, um damit das größe Weinfaß zu gewinnen. Der Bischoff ließ ihn nehmen so viel er wollte, und setzte sich sorgenfrei zur Tafel.

Peter ging wieder zur schönen Lise, zeigte ihr die blanken Batzen, die ihren kleinen Tisch bedeckten und versprach ihr, das Kaufgeld für ein Häuschen zu zahlen, das eine arme Wittwe verkaufen wollte, sobald sie ihm das brächte, was er verlange. — Am folgenden Morgen ging Lise, bald nach Sonnenaufgang, wohl aufgeschürzt in die Gegend, wo Conrad mit seiner Heerde vorbeitreiben mußte, um da zu krauten.

Kaum erblickte Conrad sie in der Ferne, so flog er hin zu ihr, begleitet von seinem Harm, setzte sich neben sie, und wiederholte ihr Alles, was er ihr schon hundertmal gesagt hatte, um sie für seine Wünsche zu gewinnen. Lise blieb ganz kalt und erwiederte ihm: sie habe das alles schon tausendmal gehört; wenn er ihr nichts Neues von einem eignen Häuschen zu sagen habe, so wisse er schon längst seinen Bescheid. — Traurig wollte Conrad fortgehen; doch ein halbfreundlicher Blick von Lisen machte, daß er noch zuletzt fragte: warum sie ihn diesmal so schnöde abwiese? und was er für sie thun solle? —

„Wundershalben wollen wir doch sehen, ob du etwas für mich thust," sprach Lise. (Der Lieblings-Widder des Bischoffs hatte sich zwischen sie und Conrad gedrängt, und fraß etwas Brod aus ihren Händen.)

„Wenn ich dich nun bäte, mir deinen Harm hier zu geben, daß ich ihn verkaufen könnte?"

Conrad entfiel das Herz. Traurig erwiederte er: „Alles in der Welt, nur das nicht! Wenn der Bischiff nicht alle Abende meinen Harm füttern kann, so mag ich das Unglück nicht sehen. Nimm dir die besten zehn Schaafe aus der ganzen Heerde, nimm dir alle funfzig, die mir gehören; nur den einzigen Widder laß mir!" — „Seht ihr!" sprach Lise, „so seyd ihr Männer! Geh mir doch mit deinen funfzig Schaafen! So einen kleinen Gefallen willst du mir als Bräutigam nicht thun? Das würde mir ein schöner Ehemann werden, wenn die Flitterwochen erst vorbei wären! Geh doch zu deinem Bischoff, und laß den Widder füttern. Wenn du den Harm behältst, brauchst du keine Lise!"

So stritten sie sich lange. Conrad weinte vor Unmuth. Lise gestand ihm endlich, daß sie den Widder für das kleine Häuschen verkauft habe, welches sie sich beide so oft gewünscht hätten; und daß sie ihn abliefern müßte, heute noch, es koste was es wolle, da sie ihr Wort einmal gegeben habe, und sie keine Lügnerin gescholten seyn wolle; ließ dann einige heuchlerische Thränen fallen, daß ihr nun die einzige so unverhoffte Freude verkümmert sey, sich ein Häuschen kaufen zu können, worin sie beide mit ihren Kindern so vergnügt leben könnten; fragte dann wieder: ob denn nicht alle Tage Schaafe stürben? ob sich keines verliere? ob keines gestohlen würde? ob ihm Harm mehr werth sey als sie? und ob sie, die er zu lieben vorgebe, denn zur Lügnerin werden solle? — Und — sie überwand. Conrad

rad verſprach mit einem Handſchlag, ihr noch vor Mittag den Widder abzuliefern; und Liſe gab Conrad die Hand darauf, daß ſie in vier Wochen ſeine Frau werden wolle, und einen Kuß zum Angelde.

Liſe wandelte ſchnell dem Städtlein zu und Conrad ſah ihr lange ſtarr nach. Die Freuden ſeiner Verlobung waren ſehr getrübt durch den Gedanken an das Verhör bei ſeinem nicht blos hochgebietenden, ſondern auch vielgeliebten Herrn, in deſſen Dienſte es ihm bisher ſo wohl gegangen war, und der des Widders ſo herzlich ſich freute. Jetzt war er einſam auf dem Felde, wo Liſe gekrautet hatte, und ſah, in ſich gekehrt, immer gerade vor ſich nieder. Endlich ſteckte er ſeinen Schäferſtock in die Erde, hing ſeinen Rock daran und ſetzte ſeine Mütze oben darauf. Und nun begann eine Reihe von Ein- oder wenn man will, Zweigeſprächen, zu denen Harm gelegentlich die begleitenden Bewegungen machte.

„Gott grüß euch, Herr Biſchoff!“ — „Guten Abend, Conrad! Wo iſt denn Harm?“ — „Harm, Herr Biſchoff? — ja, der hat ſich verloren;“ — „der hat ſich verlaufen.“ — (Harm drängte ſich eben jetzt, als Conrad ſo ſprach, zwiſchen ſeinen Füſſen durch, um das Wunderding zu beaugen, vor dem ſein Herr ſich ſo bückte.) — „Conrad! (mit Kopfſchütteln) der iſt ans Brod gewöhnt, Harm wird ſich nicht verlaufen.“ — „Das geht nicht!“

Ein anderes Zwiegeſpräch Conrads, worin er dem Biſchoff den Widder als geſtohlen vorſtellen wollte, unterbrach Harm durch einen kräftigen Stoß, womit er

seine Verbeugungen erwiederte. „Der läßt sich so leicht nicht greifen!“ rief Conrad. „Das geht nicht!“

So sprach er noch ein halbes Stündchen mit sich selbst, und endigte immer mit Kopfschütteln und mit dem: Conrad das geht nicht!“ — „Und doch, setzte er hinzu, „muß ich noch vor Mittag den Widder abliefern; denn ich hab's ja versprochen; und wenn ihn Lise nicht ablieferte, da sie ihn schon verkauft hat, so wäre sie eine Betrügerin und könnte mein Weib nicht seyn.“

Endlich sprang er vor Freuden in die Höhe und rief: „Ehrlich währt am längsten! — das geht! das geht!“ Er zog seinen Rock an, setzte seine Mütze wieder auf, und trieb seine Heerde weiter. Und noch vor Mittag überlieferte er mit einem tiefen Seufzer seinen lieben Harm an Lisen, die ihn gegen das Kaufgeld des Häuschens umtauschte, ohne über den Zusammenhang der Dinge zu grübeln.

Und es ging! — Dieser Abend war zu Conrad's Prüfung bestimmt, ohne daß er es ahnete. Beide Bischöffe erwarteten bei ihrem Nachttrunk auf dem Schloßhof den Schäfer, der ihre Wette entscheiden sollte. Beiden schlug das Herz, und sie sprachen wenig. Denn jeder wollte lieber dem andern die Ehre der Erbauung überlassen. Peter aber, der Geheimerath, war sehr getrost, und innerlich lachend freute er sich schon im voraus seines Sieges und seines künstlich ausgesponnenen Entwurfs. Denn er hatte ja den Lieblings-Widder in dem Stall; und wie hätte Conrad es wagen dürfen, hier die reine Wahrheit zu sagen, wodurch er sich den Zorn und die hohe Ungnade seines gestrengen Herrn zu-

zuziehen mußte und auf immer sein Brod verlor? So dachte Peter, der heimliche Rath.

Indeß trieb Conrad seine Heerde queer über den Schloßplatz und vor den Bischöffen vorbei. Peter schmunzelte, denn er glaubte, Schüchternheit und Herzensangst auf Conrads Gesichte zu lesen.

Diesmal sprang kein Widder lustig zum Bischoff Heinrich, um sich füttern zu lassen. — „Wo ist denn Harm? fragte der Bischoff mit bedeutendem Blick. — „Den hab' ich verkauft! — da ist es heraus! — Ehrlich währt doch am längsten! — Das ist mein Wahlspruch, Herr Bischoff, wie Ihr wißt, und das soll auch, will's Gott, mein Spruch bleiben." — Peters Gesicht verlängerte sich merklich. Heinrich aber rief mit finsterm Gesicht und drohender Stimme: „Warum hast du den verkauft, ohne es mir zu sagen? Das Zehnfache hätte ich dir bezahlt! Weißt du nicht" — „Hört mich, Herr Bischoff," sprach Conrad, „Mich hat Lise verführt, wie einst Eva den Adam. Und die Lise hat ein Schelm verführt, wie der böse Feind die Eva. Giebt er mir meinen Harm wieder, so nenne ich ihn nicht." (Peter drehte voll Ingrimms sich um, denn fort waren die blanken Batzen und die Kappe von Scharlach, und nun gar auch der Widder, der die Zeche sonst hätte bezahlen müssen.) „Lise hatte den Harm verkauft, ohne es mir vorher zu sagen; sonst wäre es nimmer geschehen. Aber so mußte ich ihn wohl hergeben, so sauer es mir auch wurde: denn sonst hätte sie ja gelogen, und ich liebte sie. — Sie ist nun mein Weib! — Das ist die reine Wahrheit, Herr Bischoff. — Mit mir macht was Ihr wollt. Gethan ist gethan!

Aber

Aber nur straft die Lise nicht. Ein schwaches Geschöpf ist bald von einer Schlange verführt!"

Bischoff Heinrich wollte schmählen. Aber der fremde Bischoff sprach mit einem finstern Seitenblick auf Peter, der fortschlich: „ich habe die Wette verloren."

Und Heinrich schmählte nicht. Ihn tröstete die Freude der gewonnenen Wette; aber mehr als des Weinfasses freute er sich seines ehrlichen Conrads; auch fühlte er, was Liebe vermag.

„Ja, riefen beide Bischöffe: Ehrlich währt am längsten." Und Heinrich sagte: „Zum Lohn deiner Ehrlichkeit will ich die Hochzeit ausrichten, und die halbe Heerde soll dein seyn;„ Und, setzte der fremde Bischoff hinzu, deinen lieben Harm sollst du auch wieder haben, und das Häuschen doch behalten zum Pathengeschenk für das erste Kind."

Und der Bischoff, der die Wette verloren hatte, ließ das große Weinfaß bauen, das sonst so manchen Reisenden nach Grüningen lockte und das jetzt auf den Spiegelbergen bei Halberstadt liegt.

X.

Ueber die Lektüre der Schulmeister.

Wenn Jemand die Frage aufwerfen sollte, ob auch der Schulmeister ausser der Bibel und dem Kinderfreunde überhaupt noch etwas zu lesen brauche? so würde ich mit einigem Verdruß über die ungereimte Frage zur Ant-

Antwort geben: wenigstens den baierischen Schulfreund. Ich habe mir nie einen Begriff davon machen können, wie gewisse Menschen, die doch auf mehr als gemeine, oft sogar gelehrte Bildung Anspruch machen, ohne Lektüre leben können, ob ich gleich fand, daß sie ganz vergnügt und lustig lebten, und so kann ich mir auch nicht denken, wie ein Schullehrer das Lesen nützlicher Bücher unterlassen kann, ohne an Geist und Geschicklichkeit in seinem Amte immer mehr zurück zu kommen. Wenn ich andere Menschen nach mir beurtheilen dürfte, so würde ich vielmehr einen in der menschlichen Natur ursprünglich gegründeten Lesetrieb oder Leseinstinkt annehmen, dessen Nichtbefriedigung dem vernünftigen Geiste das Element raubt, worin er zu leben und zu handeln bestimmt ist.

Lesen bildet mehr als Umgang und Gesellschaft. Denn wovon ist hier gewöhnlich die Rede? von abgenutzten, alltäglichen Gegenständen, die zu unserer Belehrung und Geistesbildung nicht das Mindeste beitragen, wobei der Mensch, der für etwas Höheres Sinn hat, die größte Langeweile empfindet. — Von dem Buche hingegen, das ich in die Hand nehme, darf ich immer voraussetzen, daß es mein Nachdenken wecken, meine Kenntnisse erweitern, Herz und Verstand interessiren, mir manche neue Wahrheiten entdecken werde. Sonst würde es schwerlich in Druck und Verlag genommen worden seyn. Gesetzt aber auch, ich sähe mich in meiner Erwartung getäuscht, was hindert mich, ein anderes zu ergreifen, das meinen Absichten und Bedürfnissen mehr entspricht und worin ich eben so viel Unterhaltung als Belehrung finde. — Eigenes Nachdenken

i und Beobachten macht das Lesen nicht entbehr-
denn in dem Buche werde ich erst angeleitet, wie
vorüber ich nachdenken, was ich beobachten
Das Buch theilt mir diejenigen Erfahrungen
Beobachtungen mit, die Männer von Kopf und
ht lange vor mir gemacht haben, die also von Irr-
und Einseitigkeit möglichst gesäubert sind. Das
führt mich über den beschränkten Kreis meines
ins hinaus in entfernte Räume und Zeiten und
mir die Ausbeute gelehrter Forschungen, die rein-
nsichten vieler Denker und Gelehrten in erschö-
r Klarheit und Vollständigkeit auf. Aus dem
lerne ich also in wenig Stunden mehr, als mir
ihrige eigene Erfahrungen und Forschungen ent-
konnten. Warum wollte ich also denselben
langsamer Untersuchungen noch einmal machen,
ndere vor mir längst zurückgelegt hatten? Ist
ht weit besser, auf die Schultern meiner Vor-
r zu treten und von da aus weiter in den Hori-
es menschlichen Wissens hinauszusehen, als mich
eine kleine Erdscholle hinzusetzen und zu erwar-
das etwa der Zufall an mir vorüberführt? Erst
ch wissen, was Andere vor mir gedacht, erforscht,
den, gewußt haben, ehe ich eigene glückliche Ent-
gen machen und mit gutem Erfolg selber denken
orschen kann.

Inzwischen mag noch selten von Jemanden das
rlesen aus dem Grunde unterlassen worden seyn,
r geglaubt hatte, er könne alles was das Buch
agt, mit mehr Zuverlässigkeit aus sich selbst schö-
sondern weil er nur überhaupt keinen Sinn für
die

die darin enthaltenen Wahrheiten hatte, und ein solcher Sünder ist schwer zu bekehren. Man müßte ihm erst das Gewissen schärfen und vorstellen, wie sehr er sich selbst beschimpft, wenn er für höhere Geisteskultur so wenig Sinn hat, daß ihm das Bücherlesen eine unnütze und verdrüßliche Arbeit zu seyn scheint. Da ich aber den Sinn für jene Cultur und eine edlere Wißbegierde bei meinen Lesern billig voraussetze, so wird es mir auch nicht streitig gemacht werden, wenn ich über die Vortheile und Nothwendigkeit der Lektüre noch folgendes behaupte:

Was für den Körper frische, reine Luft ist, das ist für den Geist die Lektüre eines geistreichen Buches. Beide stärken die Kräfte, erleichtern ihre Wirksamkeit, flößen dem Menschen Frohsinn und Muth zum Kampfe mit den Widerwärtigkeiten dieses Lebens ein.

Wer nicht oft etwas Gedankenreiches liest, der stumpft seinen Geist ab, aus Mangel an Thätigkeit verliert er sowohl die Liebe als die Kraft zum Nachdenken und rostet gleichsam in der körperlichen Hülle ein.

Wer in seinen Kenntnissen nicht stets fortschreitet, der kommt zurück. Das Lesen gehaltreicher Werke vermehrt unaufhörlich die Einsichten, verändert die Ansichten, unterhält eine edle Wißbegierde und erweckt Lust zum steten Forschen über das, was der Mensch ist, wozu er lebt, und was die Dinge in der Welt sind.

Das Lesen bereichert uns mit hohen Grundsätzen und Bestrebungen, lehrt uns verachten alles, was nicht würdig des Weisen ist, und die Grundsätze, die wir daraus schöpften, erregen wieder Muth und Vertrauen

in

in unsere und höhere Kräfte, erhalten den Menschen aufrecht unter allen Stürmen der Zeit und des Schicksals.

Das Lesen erhält den Geist lange in jugendlicher Schönheit; er altert dann nicht so schnell als der Körper und theilt eben so wenig die Hinfälligkeiten als Leiden mit ihm, wenn er durch die Lektüre ideenreicher Werke erquickt und dadurch der Blick von dem Vergänglichen zum Unvergänglichen, vom Gemeinen zum Edeln, von der Erde zum Himmel empor gehoben wird.

Das Lesen ist die gesundeste Nahrung für den Geist und dieser leidet eben so sehr durch den Mangel an Lektüre, als der Körper aus Mangel an Speisen und Getränken. Aber kräftig, seelenerhebend und stärkend muß die Kost seyn, die man dem Geiste zu genießen giebt, wenn sie alle die erwähnten Vortheile haben soll.

Aus diesen Gründen kann auch dem Schullehrerstande das Lesen auf keine Weise erlassen werden. Er ist Lehrerstand und gehört schon darum nicht nur unter die Zahl der Bildungsfähigen, bei denen man den Drang nach etwas Höherm, als die Kartoffelerndte der täglichen Erfahrung ist, billig voraussetzt, sondern auch der Gebildeten, die den Heiligenschein ihres bessern Wissens rings um sich her auf andere überstralen lassen. Schullehrer müssen alle Tage mehrere Stunden zu ihren Schülern sprechen; diese Gespräche dürfen keine gemeine, pöbelhafte Denkart, keine unreinen Grundsätze und Vorurtheile, keine Unwissenheit und verkehrte Ansichten der Welterscheinungen verrathen, sonst dürfte ihnen nicht einmal die Erlaubniß, vor jungen Gemüthern zu sprechen, eingeräumt werden.

Es

Es wird gewöhnlich nicht sehr bedacht, ist aber nicht zu berechnen, was für ein großes Recht dem öffentlichen Lehrer damit zugestanden wird, daß er täglich vor seine Schüler hintreten und ihnen alles mittheilen und einprägen darf, was er für gut findet. Sie sitzen um ihn herum, wie die Saugadern am menschlichen Körper und saugen ohne Unterschied alles in sich, was ihnen dargeboten wird, den schädlichen Dunst grundfalscher und abergläubischer Vorstellungen so gut, als den süssen Milchsaft köstlicher Wahrheiten und Grundsätze, und verwandeln das alles in Blut und Nahrungssaft, woran sie gemeiniglich ihre ganze Lebenszeit hindurch zehren. Gesetzt also, er wäre ein geistiger Giftmischer, so könnte ja eine ganze Generation durch ihn zu Grunde gerichtet werden. Dem Staate und der Menschheit ist aber daran gelegen, daß er nicht Verderben sondern Nutzen stifte, daß er ein Lehrer der Wahrheit, Religiosität und Tugend sey; er muß also von dem allen, was er andern beibringen soll, selbst die hellsten und aufgeklärtesten Einsichten haben. Wie Manna vom Himmel fällt es ihm nicht in den Mund. Er muß es größtentheils aus Büchern hernehmen, worin er mit sorafältiger Auswahl alles zusammen getragen findet, was theils unmittelbar ihm selbst nutzen, theils mittelbar von ihm wieder den Schülern beigebracht werden kann.

Es gehört in der That nicht wenig dazu, einer ganzen Schule von Kindern, seien es auch nur bloße Dorfkinder, immer etwas Interessantes, Lehrreiches, Wahres und Merkwürdiges vorzutragen. Freilich giebt es Lehrer genug, die nie daran denken, daß so etwas

von

von ihnen auch gefordert werde. Aber ein tüchtiger Schulmeister kann und soll gar Vieles leisten, was der untüchtige nicht von ferne ahnet und hier ist überall die Rede von dem, was man leisten kann und soll. Der hinreichende Vorrath dazu wird nur durch Lektüre erworben. Ohne beständigen Zufluß von aussen her wird die Quelle, die für andere sprudeln soll, bald vertrocknen. Das, was man einen trocknen Vortrag nennt, findet sich daher immer bei denen, die zu dem, was sie vor Jahren wußten, nichts Neues hinzulernen. Durch ihn wird der Schüler eingeschläfert, er verliert alles Interesse für den Gegenstand des Lehrunterrichts, seine Seelenkräfte werden nicht in volle Thätigkeit gesetzt. Aber nicht blos um seiner Schüler, schon um seiner selbst willen ist zu wünschen, daß er an einer guten Lektüre Geschmack finde. Dem Manne, der sich immer nur um die Spindel des bloßen ABC Unterrichts und der einfachen Katechismuslehre herumdreht, muß sein Lehramt endlich zur größten Last werden. Nur derjenige wird darin den schönsten Genuß, die höchste Wonne seines Daseyns finden, der immer etwas vorzutragen weiß, daß sein eigenes Nachdenken weckt, sein Herz befriedigt und seinen Geist nicht blos mechanisch beschäftigt.

Die Zeit, die dem Schullehrer zur Lektüre übrig bleibt, ist indeß beschränkt; der Lesetrieb soll daher bei ihm nicht in Lesesucht ausarten. Einen großen Theil des Tages verschlingen schon seine aufgegebenen Berufsgeschäfte. Fast bleiben ihm nur die Erholungsstunden zur Lektüre übrig. Aber er wird sich auch dadurch eine köstlichere Erholung verschaffen, als wenn

er

er ſich mit dem Bauer ins Wirthsbaus ſetzt, oder mit dem Jäger auf die Jagd geht, oder Vogelſchlingen ſtellt, oder Korn- und Viehhandel treibt. Die Lektüre wird oft die beſte Vorbereitung auf ſeine nächſte Lehrſtunde ſeyn; mit neuer Kraft und Munterkeit wird er in ſie zurückkehren.

Er leſe alſo, um ſeinem Berufe nicht zu ſchaden, und die Stunden, die er dem Unterrichte zu widmen hat, fürs Leſen zu gewinnen, nicht zu vielerlei, ſondern beſchränke ſich auf die Lektüre weniger, aber für ihn um ſo zweckmäßigerer und nützlicherer Schriften. Der Schullehrer, der zu Vieles lieſt, wird darüber ſeine Schule bald aus dem Auge verlieren und in eine Welt voll Träumerei und Phantaſterei gerathen, die ihm die klare, reine Selbſtbeſonnenheit raubt, ohne welche man nur mit halber Seele bei dem Geſchafte iſt, das der Beruf uns auferlegt. Es entſteht daraus eine verfeinerte Art des Müſſiggangs, die der Schule eben ſo verderblich iſt, als jede andere Art deſſelben. Die bloſe Leſerei, ein flüchtiges Naſchen bald von dieſem, bald von jenem Gericht, bildet nicht, ſondern verbildet. Das Gemüth vermag ſich in ihm nicht zu ſammeln, ſondern wird zerſtreut. Man wird von keinem Gegenſtande ganz und lebhaft durchdrungen, ſondern durch den verſchiedenartigen ungeordneten Leſeſtoff nur verwirrt.

Aus demſelben Grunde muß man ihn billig auch vor ſchwer verſtändlichen allzu gelehrten Büchern warnen. Sie waren nicht für ihn beſtimmt; er begreift ſie nicht, und das Wenige, was er allenfalls daraus lernt, iſt der Mühe und Anſtrengung

gung nicht werth, die er darauf verwenden müßte. Es wird immer eine gewisse Leere und ein wildes Chaos unsgeordneter, halbverstandner Begriffe in seiner Seele zurückbleiben, mit denen er nichts Gescheides anzufangen weiß. Sollte es ihm aber auch hier und da gelingen, sich in den schweren mystischen Sinn hineinzuarbeiten, so kommt er wenigstens mit erschlafften Kräften und verstimmter Seele in die Schulstunden zurück, und wehe dann dem Schüler, der in diesem Zustande seinen Zorn zu reitzen das Unglück hat. Der Staupbesen der Philantropie wird dann schwer auf ihm ruhen. Die harmonische Zusammenstimmung zwischen Lehrer und Schülern ist aufgehoben; der liebreiche, väterliche Ton, der seinen Vortrag sonst beseelte, die frohe Gemüthsstimmung und gute Laune, mit der er sonst seinen Vortrag zu würzen und die Schwächen der jungen Leute zu ertragen pflegte, hat jetzt den tiefsinnigen, in unnütze Grübeleien versunkenen Mann gänzlich verlassen. Und gerade sollte es Hauptzweck seiner Lektüre gewesen seyn, ihm eine gutgelaunte Stimmung zu geben und zu erhalten. Dieser Zweck wird erreicht werden, wenn sie das Werk einer verständigen Auswahl ist, wenn nur klare u. deutliche Ideen durch sie geweckt werden, wenn sie keine Dunkelheit, Zweifelsucht und Unruhe im Gemüthe zurückläßt, den Schulmann mit seiner Lage und seinem Wirkungskreise zufrieden erhält und seinen Geist mit einer Menge neuer und interessanter Kenntnisse bereichert, die er hier und da wieder in seinem Unterricht einzuflechten Gelegenheit findet.

Ich will damit nicht sagen, daß ausschließend nur solche Schriften, die immer nur den Schulzweck vor

vor Augen haben, seine Lektüre ausmachen sollen. Eine solche Einseitigkeit würde ihm bald zum Eckel werden und alle Lust zum Lesen ersticken. Kommt der Lehrer aus seiner Schule, so will er nicht immer wieder bei dem Schriftsteller in die Schule gehen, sondern sich auf einige Zeit das getriebene Geschäft ganz aus dem Sinne schlagen; er greift daher ungerne nach einem Buche, das ihn selbst mit Strenge hernimmt, schulet und methodisirt; er will aus dem engen Kreise seiner bestaubten Schulstube heraustreten in einen höhern freiern Cirkel, der den Schulmann eine Zeitlang in Ruhe läßt, und durch eine Lektüre, die ihn blos als Menschen ergreift und anzieht, sich zerstreuen. Immer und ewig nur entweder selbst zu lernen, oder zu lehren, ist ermüdend für Geist und Herz. So wenig ich einer oberflächlichen Vielwisserei das Wort rede, so kann ich es doch auch nicht dulden, wenn man einem so ehrwürdigen, einflußreichen Stande die Pforte zu solchen Kenntnissen, die blos den Menschen als fühlendes, denkendes, für Schönheit, Harmonie und Wahrheit empfängliches Wesen interessiren, unbarmherzig verschließen will. Mittelbar nutzen sie früher oder später der Schule selbst. Diejenige Ansicht des Schullehrerstandes ist verächtlich, die den Mann zu weiter nichts als zu einer Buchstabier-Lese-Schreib- und Rechenmaschine bilden soll. Er soll nicht mechanisch, sondern mit freier Selbstthätigkeit und einem stolzen Bewußtseyn dessen, wozu er da ist, sein Amt verwalten. Je mehr in unsern Tagen alles darauf hinarbeitet, den Menschen zu einem willenlosen Vernunftthier abzurichten, desto kräftiger müssen wir dieser unwürdigen Tendenz entgegen wirken, um die

Würde

Würde der Menschheit in jedem Gliede derselben zu retten. Eine geistreiche Lektüre aus verschiedenen Fächern wird dieser Bemühung den besten Vorschub leisten. Der baierische Schulfreund wird sich zum Theil eben dadurch von andern Zeitschriften dieser Art unterscheiden, daß er auch solche Gegenstände aufnimmt, die den Schullehrer nicht blos als öffentlichen Beamten, sondern auch als freien, zu höherer Geschmacks- und Geistesbildung anstrebenden Menschen angehen. Schon in diesem Bändchen ist z. B. von der ökonomischen Maus auf Kamtschatka die Rede. Die Bekanntschaft mit diesem Thierchen wird Sie, meine Herren, in einer müssigen Stunde angenehm unterhalten. Bisher hatten Sie es nur mit Mäusen zu thun, die auf Ihren Böden, in Ihren Kammern und Scheunen übeln Rumor anrichteten und die Sie mit allen Kämmerjägermitteln auszurotten bemüht waren. Hier lernen Sie einmal eine Maus kennen, die von Menschen sorgfältig gepflegt wird und für die man wirklich Respekt haben muß. Ihre Wißbegierde ist mit einem merkwürdigen Geschöpfe der Erde mehr bereichert und Sie freuen sich dieser angenehmen Entdeckung. Sie legen das Buch aus der Hand und stellen bei sich selbst noch allerlei gedankenreiche Betrachtungen darüber an: „wie Gott auf eine wunderbare Weise für die Menschen in allen Erdwinkeln, selbst in den kältesten Klimaten, sorgt, wie er zu ihrer Ernährung und Erhaltung die einfachsten Mittel wählt, wie ihm in solchen Fällen selbst das von uns gehaßte und verwünschte Mäusegeschlecht nicht zu gering ist.“ Sie machen vom Einzelnen den Schluß aufs Allgemeine, daß noch gar manches Andere in der Welt, dessen Nutzen und Zweckmäßig-

mäßigkeit wir nicht einsehen, der göttlichen Vorsehung die größte Ehre machen würde, wenn wir es aus dem rechten Gesichtspunkt betrachten wollten, daß, wo es darauf ankommt, Gottes geheime und unerforschliche Rathschlüsse auszuführen, die ökonomische Maus von Kamtschatka mit dem sich großdünkenden Menschen auf gleicher Linie steht; dieses alles und noch weit mehr denken Sie bei sich selbst. Nun kommen Sie zwar von der frohen Entdeckung überrascht am andern Morgen nicht in die Schule und sagen: „hört, lieben Kinder, ich habe etwas kurioses gelesen; ich will euch einmal die Thaten und Wanderzüge der ökonomischen Maus von Kamtschatka erzählen.“ Denn die Eltern, denen es die Kinder wieder sagen, könnten dann glauben, Sie sprächen in Ihrer Schule von weiter nichts als von Katzen, Mäusen und dergleichen Ungeziefer, statt ihnen die Hauptartikel des christlichen Glaubens zu erklären. Aber sie werden zu einer andern Zeit, vielleicht ein ganzes Vierteljahr, nachdem Sie obiges gelesen, etwa aus Veranlassung der Stelle Matth. VI. 25 — 34. von der göttlichen Vorsehung, die sich selbst aufs kleinste Einzelne im Weltall erstreckt, zu sprechen haben, und dann bringen Sie, nachdem Sie die Vögel unter dem Himmel, die Sperlinge auf dem Dache und die Haare auf dem Haupte erwähnt haben, auch unsere respektable Feldmaus zum Vorschein, und in Ihrer Schule wird sich kein Mäuschen regen, selbst der ABC-Schütze wird mit gespannter Aufmerksamkeit da sitzen, kein Wort aus Ihrem Munde wird auf die Erde fallen und Ihre mit Rührung und Ernst begleitete Erzählung wird einen Eindruck auf Ihre Schüler machen, der den Glauben an eine spezielle Vorsehung wie einen Anker in jedem Sturme des Lebens festhält.

Endlich muß man in einem Aufsatze über das Lesen billig an die Grundbedeutung des Wortes selbst erinnern. Lesen heißt eigentlich: von mehrern Dingen einer Art eines nach dem andern mit verständiger Auswahl aufnehmen. Darin liegt aber eine neue Regel für das Bücherlesen. Man muß nämlich das durch die Lektüre Gewonnene mit genauer Auswahl in seinen Geist aufnehmen, und jedes Ding an seinen gehörigen Platz, in sein eigenes Fach, bringen, damit man es zu seiner Zeit wieder daraus hervorholen kann.

Man sieht also, daß man mit dem Lesen so leicht und geschwind nicht zu Stande kommt, als manche glauben möchten. Der Gegenstand der Lektüre müßte uns sehr bekannt und geläufig seyn, wenn man mit einem einmaligen, oberflächlichen Ueberlesen ganz ins Reine kommen sollte. Da aber vorauszusetzen ist, daß die Leser mit wenig Gegenständen so genau bekannt sind, so müssen sie dieselbe Schrift mehr als einmal durchlesen, und bei jeder wiederholten Lektüre wird die Materie derselben sich mit ihrem Geiste inniger verbinden, wird sie ihnen heller und klarer vor den Augen stehen, werden sie die einzelnen Theile derselben gleichsam in die gehörigen Plätze und Fächer der Seele eintragen und alles wird Licht und Ordnung in ihnen werden. Oft merkt man es dem Büchlein gar nicht an, mit wie viel Fleiß, Genauigkeit und Geistesanstrengung es geschrieben ist, und der gewöhnliche Leser hat nicht die mindeste Ahnung von den Geburtsschmerzen, unter welchen es der Autor zur Welt bringt. Denn das Künstlichste und Schönste ist eben das, daß er dem Leser die darauf

auf verwandte Mühe und Kunst geschickt zu verbergen weiß und dieser glaubt: so etwas könne er allenfalls selbst gemacht haben. Aber wenn Ihr wüßtet, wie scharf er nachdenken, wie viel er wissen, wie richtig er seinen Plan anlegen; wie genau er abtheilen und unterscheiden, ja! wie lange er oft über einen einzigen Perioden sitzen muß, bis er ihm ganz gelingt; so würde schon das Gefühl des Mitleids Euch bewegen, ihm einige Nächte oder Stunden des Tages mehr zu widmen; und wahrlich! diese Zeit würde nicht unnütz verschwendet seyn. Ihr würdet mit dem Gegenstande nach und nach ganz Eins werden; immer mehr Licht über ihn würde in Euch aufgehen, Ihr würdet ihn nicht aus dem Autor, sondern aus Euch selbst herausgelesen zu haben meinen, es würde Euch seyn, als wäre es Euch aus der Seele geschrieben. Und nun erst könnte man sagen, daß man den Schriftsteller wirklich gelesen und verstanden habe. Wie viele armselige Urtheile, die sich über seine Schrift verlauten lassen, würden dann verstummen? — Eine lebendige Stärkung der Geisteskräfte würde davon die unausbleibliche Folge seyn, und ein Keim von Bildung sich in dem Leser ansetzen, der zu einem immer herrlichern organischen Gebilde heranwächst, das die Lektüre vieler anderer Bücher ganz entbehrlich macht.

XI.

Ueber die Bildung der Adjektive.

Eine von richtigen Grundsätzen ausgehende Kenntniß der Regeln unserer deutschen Sprachlehre wird immer dringenderes Bedürfniß für jeden Deutschen, der einigen Anspruch auf höhere Bildung macht, besonders auch für Lehrer der vaterländischen Jugend. Fehler gegen die Sprachlehre und Rechtschreibung verunzieren oft den schönsten Gedanken, und man kann sich dabei des Verdachts nicht erwehren, daß der Mann, der sprachwidrig schreibt und spricht, nothwendig auch gegen die Gesetze eines richtigen Denkens selbst verstoße. Die Sprachlehre macht oft so feine Unterschiede in der Bildung gewisser Worte und Redensarten, daß es keine geringe Uebung im Denken selbst ist, wenn man sich von den Gesetzen der Grammatik, nach welchen jene gebildet werden, vernünftige Rechenschaft zu geben sucht. Ueber viele schwierige Fälle sind die besten Sprachlehrer selbst noch nicht im Reinen, ein Beweis, daß die Forschung über den Geist unserer Muttersprache keine Kleinigkeit ist; und es möchte sogar gelehrte Männer geben, die oft zweifelhaft sind, ob sie ein Eigenschaftswort auf ig, oder icht, oder ich endigen und z. B. sagen sollen: dieser Mensch ist bukelig oder bukelicht oder bukelich. Dies giebt uns Veranlassung, über die Bildung der Adjektive überhaupt etwas zu sagen.

Ein Adjektiv ist der Ausdruck für ein Merkmal, welches mit einem Substantiv oder Hauptwort in unmittelbarer Verbindung steht und wodurch eine beson-

dere

dere Eigenschaft des durch das Hauptwort bezeichneten Dinges herausgehoben wird; es führt daher im Deutschen den Namen: Eigenschaftswort. — Die Adjektive sind entweder Wurzelwörter, als: jung, alt, gut, stark, hart, weich, fest, dick, gros, klein; oder abgeleitete, als: ehrbar, schmerzhaft, menschlich, fürstlich, lenksam; oder zusammengesetzte, als: sinnreich, grundfalsch, blutdürstig, ehrwürdig ꝛc.

Was die abgeleiteten betrifft, so sind besonders diejenigen zu merken, welche durch die Endsylben ig, isch, en und ern, icht, lich, sam, bar, haft gebildet werden.

1) Adjektive auf ig.

Die Endsylbe ig hat die Kraft des Wortes eigen, und giebt also den Wörtern, denen sie angehängt wird, die Bedeutung von haben oder besitzen. Zornig heißt also, was Zorn hat oder besitzt; gnädig, unschuldig, rachgierig, was Gnade, Unschuld, Rachgier besitzt. Eben so: spitzig, wurmstichig, zweischneidig, dreipfündig u. s. w.

Wegen dieser Bedeutung des Besitzes und Eigenthums sind solche Adjektive ursprünglich aus Substantiven gemacht worden, u. da die Pronomina possessiva zur Bezeichnung des Besitzes gebraucht werden, so hat man auch ihnen die Sylbe ig angehängt; so entstand aus mein, dein, sein, unser: meinig, deinig, seinig, unsrig, die aber in dieser adjektivischen Form nicht gebräuchlich sind, sondern durch Vorsetzung des Artikels zu Substantiven erhoben werden: der Meinige, Deinige ꝛc.

Meh-

Mehrere Adjektive in ig sind auch aus Infinitiven, die alsdann die Endsylbe en wegwerfen, gebildet worden. So entstand aus stoßen, beißen, widern — stößig bissig, widrig. — Auch aus Adverbien werden sie oft gebildet, z. B. aus heute, jetzt, gestern, ehemals, — heutig, jetzig, gestrig, ehemalig.

Mehrere Substantive, aus denen diese Adjektive gebildet wurden, sind veraltet, oder auch ganz verloren gegangen. Dahin gehören: unbillig (Subst. Unbill) dessen Stammwort Bill noch im Englischen übrig ist. Beliebig (Subst. Beliebe), tüchtig (vom Niedersächsischen Ducht), rüstig (von Rüst, wovon die Rüstkammer), spitzfündig (ein spitzer oder scharfer Fund), einhällig (von Einhall) üppig was Ueppe besitzt), ewig (was Ewe, eine lange Zeit, aevum, hat).

Am deutlichsten ergiebt sich die Bedeutung der Adjektive in ig, wenn man sie mit den ihnen ähnlichen Adjektiven in lich zusammenstellt.

Geistig, was Geist hat, z. B. ein geistiges Wesen.	Geistlich, was dem Geiste gleicht, oder dazu gehört, z. B. ein geistliches Amt.
Zeitig, was schon seine Zeit hat, z. B. eine zeitige Frucht.	Zeitlich, was zur Zeit gehört, oder ihr gleicht, z. B. zeitliche Güter.
Thätig, was wirksam ist, z. B. ein thätiger Mann.	Thätlich, was zu That gehört, z. B. eine thätliche Beleidigung.
Leidig, was Leid besitzt, oder nach sich zieht, z. B. der leidige Krieg.	Leidlich was zu leiden ist, z. B. ein leidliches Wetter.

Glau-

Gläubig, was Glauben besitzt, z. B. ein gläubiger Christ.	Glaublich, was zu glauben ist, z. B. eine glaubliche Geschichte.
Sichtig, in kurz- und scharfsichtig, was ein Gesicht hat.	Sichtlich, was gesehen werden kann.
Jährig, tägig, stündig, was ein Jahr, einen Tag, eine Stunde hat.	Jährlich, täglich, stündlich, was alle Jahre, Tage und Stunden geschieht.

2) Adjektive in isch.

Die Endsylbe isch (ehemals isc) findet sich bei den Adjektiven, welche

1) Oerter anzeigen, es mögen Länder oder Städte oder Berge seyn, als: Preussisch, Schwedisch, Französisch, Parisisch, Römisch, Berlinisch, Vesuvisch; auch gehört hierher himmlisch und höllisch;

2) welche von Personen gemacht werden, als: jüdisch, heidnisch, mahomedanisch, lutherisch, calvinisch, homerisch, horazisch;

3) welche aus fremden Sprachen entlehnt sind, als: musikalisch, biblisch, theologisch, evangelisch, klassisch, balsamisch;

4) welche im sittlichen Verstande etwas Verächtliches und Fehlerhaftes anzeigen, als: närrisch, höhnisch, mürrisch, zänkisch, läppisch, tückisch, argwöhnisch. Hier kommt freilich der üble Begriff zum Theil schon vom Stammworte her, aber es ist doch merkwürdig, daß man hier und anderwärts durchgängig die zischende Sylbe isch, nicht ich oder icht angehängt hat; es

ist

ist als ob man damit den moralischen Fehler schon durch den Tonlaut habe auszischen und auspfeifen wollen. Es giebt daher auch Wörter, wo der fatale Nebenbegriff blos in der Endsylbe allein liegt, z. B.

weibisch	zum Unterschiede	von	weiblich
kindisch	— —	—	kindlich
höfisch	— —	—	höflich
herrisch	— —	—	herrschend
gebieterisch	—	—	gebietend
schmeichlerisch	—	—	schmeichelhaft
altväterisch	—	—	altväterlich

Eben darum vermeiden wir bei solchen Wörtern, die nie etwas tadelnswürdiges bedeuten, den otterzüchtigen Zischlaut so viel als möglich; z. B. bei

gläubig	im bösen Sinn		abergläubisch
christlich	— —	—	antichristisch
geistig	— —	—	freigeistisch
göttlich	— —	—	abgöttisch
vertraulich	— —		mistrauisch

Substantiva auf heit und keit hat man von den Adjektiven in isch noch nicht gebildet.

3) Adjektive in en und ern (oft bos n.)

Die Endsylben en und ern zeigen die Materie an, woraus ein Ding besteht, als: leinen, papieren, metallen, gölden, silbern, marmorn, purpurn, bleiern, höljern, wächsern, ledern, kupfern. — Ehemals sagte man in statt en, z. B. seidin, silberin, güldin, gleichsam in Seide, in Silber, in Gold.

Von sehr vielen Substantiven haben wir dergleichen Adjektive auf en und ern noch gar nicht abgeleitet

leitet und unser Sprachsatz könnte durch solche Ableitungen noch ansehnlich bereichert werden. Wir behelfen uns gewöhnlich mit dem Worte von, oder wir setzen zwei Substantive zusammen und sagen: eine Puppe von Teig, ein Schneemann, statt eine teigene Puppe, ein schneeerner Mann.

4) Adjektive in icht.

Die Endsylbe icht hieß ehemals achtig, was einer Sache gleich zu achten ist, und man sagte statt holzicht holzachtig, was dem Holze gleich zu achten ist.

Icht zeigt also eine Gleichartigkeit, aber nicht eine vollkommene Gleichheit einer Sache mit einer andern an und unterscheidet sich daher sehr genau von ig, welches ein Eigenthum, ein Haben und Besitzen, und von en, ern, welches die Materie eines Dinges andeutet.

Man bemerke den Unterschied zwischen ig, icht, und ern an folgenden Beispielen:

wollige Felle (die viel Wolle haben), wollichter Himmel (dessen Gewölk der Wolle gleicht); wollene Kleider (die aus Wolle bestehen).

haariges Gesicht (das Haare hat), haaricht gewachsenes (haarförmiges) Erz; härenes Sieb (das aus Haaren besteht).

kupfriger Sand (der Kupfertheile enthält), kupferichte Haut (die dem Kupfer ähnlich ist); kupferner Kessel (der aus Kupfer besteht).

stei-

steiniger Weg (der mit Steinen belegt ist), steinichte Birnen (die einen harten, steinartigen Kern haben); steinerner Krug (der von Stein ist).

hartholziger Baum — holzichter Apfel; hölzerner Stuhl.

Man sagt also mit Recht:

Der Apfel hat einen weinichten (weinartigen) Geschmack. Das Wasser schmeckt tinticht (tintenartig). Nüsse sind öhlicht. Der Spinat schmeckt grasicht.

Findet man für nöthig, aus obigen Adjektiven Substantiva zu bilden, so bedient man sich, um die Härte zu vermeiden, des Wortes artig, und sagt z. B. die Milchartigkeit, Glasartigkeit, oder, was noch besser scheint, das Milchartige, Milchichte, das Glasartige, Glasichte.

5) Adjektive in lich:

Die Endsylbe lich (die nie lig geschrieben werden darf) bedeutet 1) so viel als gleich, platt deutsch lik oder glik und wird in dieser Bedeutung besonders an die Substantive und Adjektive gehängt, als: königlich (gleich einem Könige), väterlich, bürgerlich, jugendlich, göttlich, süßlich, säuerlich, bläulich, schwärzlich, ältlich, kränklich, schwächlich, weichlich.

2) Nimmt sie in gewissen Fällen die Bedeutung von durch an, als: käuflich (durch Kauf), eidlich, mündlich, gütlich, schmerzlich.

3) Hängt

3) Hängt man sie an die Verba, und dann nimmt sie die Bedeutung von leicht an, z. B. beweglich (leicht zu bewegen), zerbrechlich, erweislich, begreiflich, veränderlich, schicklich, üblich, merklich; verdaulich, erträglich, glaublich, bestechlich.

Merkwürdig ist es, daß solche Beiwörter ohne die verneinende Vorsylbe un oft gar nicht gebräuchlich sind. Man sagt z. B. nicht: aufhörlich, auslöschlich, entgeldlich, gleichlich, übersteiglich, widerstehlich, wohl aber sagt man: unaufhörlich, unauslöschlich unentgeldlich, unvergleichlich, unübersteiglich, unwiderstehlich.

Es giebt zwar auch Adjektive, die sich auf lig endigen, nur ist dabei zu merken, daß der Buchstabe l nicht der Endsylbe, sondern dem Stammwort zukommt, wobei alles das gilt, was über die Adjektive mit der Endigung ig gesagt wurde. Heilig, selig, buckelig, bügelig, winkelig stammen ab von Heil, Seele, Buckel, Hügel, Winkel und endigen sich aus den schon bekannten Gründen auf ig.

Die durch die Sylbe lich gemachte Verlängerung der Adjektive ist schleppend und in den meisten Fällen unnöthig und obsolet, als: ewiglich, züchtiglich, demüthiglich, ängstiglich, einfältiglich ꝛc.

Noch hat man manchen Adjektiven eine Endsylbe licht geben und sagen wollen: röthlicht, weißlicht, bläulicht, schwärzlicht, aber diese Endigung hat nicht die geringsten Gründe für sich und beruht blos auf einer falschen Ansicht dessen, was schon über die erste Bedeutung der Sylbe lich bemerkt wurde. Das, was durch licht angezeigt werden soll, wird schon vollkommen durch lich allein erschöpft.

6) Ad-

6) Adjektive in sam.

Die Endsylbe sam war ehedem eine Vergleichungspartikel und hatte die Bedeutung von als oder gleich. Sie kommt also mit der Endsylbe lich überein und wird, wie diese, den Substantiven und Verbis angehängt.

An Substantiven finden wir sie in den Wörtern grausam (von Graus), unwegsam (Unweg, jetzt veraltet), seltsam (seid d. h. selten), einsam, gewaltsam, wunder-bedacht-heil-fried-tugend-sittsam.

An Verbis finden wir sie noch häufiger, als: folgsam, wirk-lenk-spar-sorg-arbeit-wach-enthalt-behut-duld-erwerbsam.

Durch Hülfe dieser Endsylbe unterscheiden wir mehrere Wörter von einander, als:

bildlich (einem Bilde gleich, durch ein Bild).	bildsam (was sich leicht bilden läßt).
heilbar (was geheilt werden kann).	heilsam (was zum Heile dient).
sittlich (von Personen und Handlungen).	sittsam (nur von Personen).
gewaltig (von Personen).	gewaltsam (von Handlungen).
furchtbar (was gefürchtet wird).	furchtsam (was sich fürchtet).
unduldbar (was nicht geduldet werden kann).	unduldsam (was Andere nicht duldet).
empfänglich (eine sittlich fehlerhafte Eigenschaft, nach welcher man leicht etwas übel nimmt).	empfindsam (eine sittlich gute Eigenschaft, nach welcher man leicht und zart empfindet).

Bei

Bei einigen Adjektiven in sam ist ihr Unterschied von denen, die andere Endsylben annehmen, nicht recht bemerkbar. So ist es z. B. bei bedachtsam und bedächtlich, tugendsam und tugendhaft, friedsam und friedlich, wundersam und wunderbar, diensam und dienlich; doch wird man immer finden, daß der Sprachgebrauch das Eine lieber mit der Person, und das Andere lieber mit der Sache verbindet.

7) Adjektive in bar.

Die Endsylbe bar kommt her von dem Verbo bären, d. h. tragen. Fruchtbar heißt also, was Frucht trägt; eben so: dienstbar, zinsbar, nutzbar, scheinbar, kostbar, furchtbar, dankbar.

Die meisten Adjektive in bar werden aber aus Verbis gebildet, und bei diesen scheint die Endsylbe bar von baren d. h. thun, verrichten, abzustammen. Alsdann bezeichnen diese Wörter etwas, das thunlich oder möglich ist. Reitzbar wäre also, was leicht zu reitzen ist; untheilbar, was nicht zu heilen ist; heilbar, unheilbar, brauchbar, unzählbar.

Auf diese Art sind sehr viele Adjektive aus Verbis gebildet worden, als: eßbar, trinkbar, anwendbar, unhörbar, verwundbar, unerklärbar. Diese Wörter sind wohlklingender als die in lich, daher man lieber sagt: untröstbar, unabsehbar, unbezwingbar ꝛc. als: untröstlich, unabsehlich ꝛc.

Oft aber unterscheiden sich auch die Wörter in bar auffallend von denen in lich. Dahin gehören:

wunderbar — — wunderlich

mann-

mannbar	—	männlich
ehrbar	—	ehrlich
unempfindbar	—	unempfindlich
unbetrachtbar	—	unbetrachtlich
verführbar	—	verführlich

8) Adjektive in haft.

Die Endsylbe haft hat den Begriff von haben, und kommt also mit der Sylbe ig überein. Schamhaft heißt also, was Scham hat; ernsthaft was Ernst hat, tugendhaft, was Tugend hat. Oefters wird statt der Sylbe haft das Wort mäßig den Substantiven angehängt, z. B. riesenmäßig, soldatenmäßig, eselmäßig, welches so viel heißt, als: das Maas eines Dinges habend.

Zuweilen wird die Sylbe haft durch die Sylbe tig verlängert. So sagen wir: leibhaftig, theilhaftig, wahrhaftig, schwatzhaftig ꝛc.

XII.

Literatur.

A) Ueber das Eigenthümliche der pestalozzischen Methode von Werkmeister. Tübingen, bei Heerbrandt 1810. Preis 54 kr.

Wer hat nicht Einiges noch von Pestalozzi gehört? Wer nicht vernommen, daß seine Methode eine allgemeine Reform des Schul- und Erziehungswesens be-

wir-

wirken sollte? In so fern muß jedem gebildeten Schulmanne daran liegen, das Wesen dieser Methode in Etwas kennen zu lernen. Zu diesem Studium kann ihnen diese Werkmeisterische Schrift bestens empfohlen werden, in welcher sie nicht nur die nöthigen Proben zur anschaulichen Auffassung derselben, sondern auch das Eigenthümliche derselben auf sieben Grundsätze zurückgeführt finden. Nach den Resultaten der darüber hier angestellten Beleuchtung ist nun nicht mehr an eine allgemeine Einführung der Pestalozzischen Methode zu denken; jedoch liefert sie manches, zwar schon oft Gesagte, aber noch immer nicht genug zu Herzen Genommene, und führt zu mehrerer Würdigung und Benutzung der Zahl als Lehrstoff. Was dieses von einem so angesehenen Manne gefällte Urtheil in historischer Rücksicht besonders merkwürdig macht, ist erstlich die Folge, daß man im Königreiche Würtemberg nun ganz den Versuch aufgeben wird, die Pestalozzische Methode zu verbreiten, nachdem der würdige Vorstand des katholischen Schulwesens daselbst über die unter seinen Augen abgelegten Proben auf diese Weise abspricht. Zweitens daß solches genau mit der Rezension übereinstimmt, welche zuerst in der pädagogischen Bibliothek vor 6 Jahren gegen Pestalozzi erfolgte. Selbst nach diesem Zeitraume hat diese Methode kein besseres Urtheil sich erringen können. Noch schlimmere Adspekten zeigen sich für die Zukunft, wenn man auf die Nachrichten von der hohen Schule derselben zu Yverdun hört. Pestalozzi habe ich selbst näher betrachtet, schreibt ein reisender Pädagog von hellem Blicke daher, ihn ehrwürdig, aber auch bedauernswerth gefunden. Was er mit Aufopferung seines ganzen Lebens, mit seiner ganzen

Wür-

Würkungs- und Thatkraft vermochte und versuchte, das wird am Abend seiner Tage leichtsinnig preisgegeben durch das herzlose Streben anderer nach eigenem Ruhm und Begründung eigener Ideen und Ansichten — durch Pestalozzi's Ansehen und unter seinem Namen. Der gute Greis kennt sich selbst nicht mehr in seiner Schöpfung, so ein anderes Gewand hat sie ohne sein Wissen bekommen. Das Instinkt ist aus seiner ursprünglichen Form herausgegangen, es will nun nicht mehr Elementarschule; es will Bildungsanstalt, Normalschule, und eine kleine Universität zugleich seyn ꝛc." Fast möchte man daher jetzt schon sagen: diese Methode war nichts als ein glänzendes Meteor am pädagogischen Himmel, das nach einigen verbreiteten Lichtstrahlen wieder zusehends verschwand.

B) Umriß der Geographie und Statistik von Baiern zum Gebrauch in den Lehranstalten dieses Reiches. Von J. G. Keyser, Professor der geschichtlichen Studien am Realinstitut zu Augsburg. Erlangen bei J. J. Palm 1811. Verkaufspreiß 1 fl. oder 16 gGr. Schulpreiß. 45 kr. wenn mehrere Exemplare mit einander genommen werden.

Blühende Schreibart, Energie und Gedrungenheit des Ausdrucks, Genauigkeit der aufgenommenen Notizen und eine die Selbstbelehrung sowohl als den Unterricht in den Lehranstalten erleichternde Anlage des ganzen Werks zeichnen auch diese Schrift des für geschicht-

schichtliche Studien unermüdet thätigen Verf. rühmlich aus. Nach einem ganz neuen Plane bearbeitet, enthält sie die neuesten Veränderungen, die sich in der Einrichtung unseres Vaterlandes zugetragen haben, und handelt: Abschnitt I. rein geographische Darstellung des Landes Baiern überschrieben, von der Naturbegrenzung, Beschaffenheit des Landes überhaupt, den 3 Hauptgebirgszügen, den merkwürdigen Naturerscheinungen im Gebirgslande, den Stromgebieten Baierns überhaupt, von der Abdachung, den einzelnen Stromgebieten, vom tragbaren Boden, vom Clima und seinem Einfluß auf das physische Leben, Naturprodukten, Einwohnern. Allgemeiner Ueberblick unseres Landes. Abschnitt II. Constitution. Von dem Monarchen und dessen Attributen. Verfassungsmäßiges Verhältniß der Stände. Organisation der Regierung in Behörden. Vom Justizwesen, Staatspolizeiweisen, Schul und Kirchenwesen, Wohlthätigkeitsanstalten, Stellung der Staatsbeamten, öffentliche Vertheidigung. Auswärtiges Verhältniß. — Abschnitt III. Gewerbszweige, durch welche den im Staate Vereinigten Auskommen entsteht. Von den 3 sichern Hauptquellen des Einkommens: Erzeugnisse der Oberfläche des Bodens, Viehzucht, Bergbau. Von dem Anbau der Erdoberfläche. Von der Viehzucht. Gewinnung der Mineralien. Verarbeitung der Naturstoffe durch Handwerker, Künstler, Fabriken und Manufakturen. IV. Abschn. National-Sittenkunde. V. Abschn. Geographische Darstellung der einzelnen 9 Kreise. VI. Von der gerichtlichen Eintheilung des Landes. Wir hoffen, schon durch

die bloße Anzeige des Inhalts die eigenthümliche, lobenswürdige Methode des Verf. unsern Lesern angedeutet zu haben. Zugleich glauben wir, ihnen einen angenehmen Dienst zu leisten, wenn wir die Erscheinung folgender Schrift desselben Verf. anzeigen:

c) Geschichtstabellen als Leitfaden bei dem Unterricht in Schulen. Erstes Heft. Augsburg in Commission der Hübnerschen Verlagshandlung, 1811. in Folio.

Diese Tabellen haben vor den Bredow'schen durch Vollständigkeit der aufgeführten welthistorischen Begebenheiten unläugbar einen großen Vorzug, und erleichtern die Uebersicht der Universalgeschichte in synchronistisch-ethnographischer Ordnung für Gedächtniß und Einbildungskraft ungemein. Mit Recht sagt der Verf. daß dem, der die Geschichte studieren will, Jahrzahlen und Namen von Personen, Orten ꝛc. als Baugerüste unmöglich erlassen werden können, wie diejenigen vorgeben die alles ernste Studium in leichten, flüchtigen Wissensdunst verwandeln möchten. In diesen Tabellen sieht man, wie in einem Panorama, die epochemachenden Weltereignisse mit stolzer Fülle vor uns aufziehen, und wer das erste Heft, das bis zum J. 333. vor Christi Geburt reicht, gelesen hat, ist begierig auf die Erscheinung des zweiten, das schon unter der Presse ist. Eine noch besonders verdienstliche Aussenseite dieses Unternehmens ist der unglaublich wohlfeile Preis zu 5 kr. für denselben Preis haben wir nächstens ähnliche Tabellen zum Gebrauch in

den

den Volksschulen zu erwarten, auf die wir vorläufig aufmerksam machen.

D) Bilderfibel zur Beförderung der Laut-Methode, von Johann Ferd. Schlez, Inspektor in Schlitz. Giessen bei Heyer 1810. Preiß auf Druckpapier mit illum. Kupf. 3 fl. mit schwarz. Kpf. 2 fl. 24 kr.

Welcher Schullehrer sollte Schlezen, einen so verdienstlichen pädagogischen Schriftsteller nicht kennen? Nicht zum wenigsten seinen Schlaghart gelesen, und den von ihm umgearbeiteten Rochowischen Kinderfreund in Händen gehabt haben? Durch gegenwärtige Bilderfibel sucht dieser edle Mann die Lautier-Methode zu befördern, und verdient dafür gerechtes Lob. Nur fragt es sich, ob dadurch die Lautier-Methode gewonnen habe? Wir müssen es aus folgenden Gründen verneinen. Erstlich ist die Methode, Kinder auf den Laut eines jeden Buchstabens durch Darstellung einer Handlung zu führen, wobei der Mensch diesen ausdrückt, (z. B. eines in die erfrornen Hände hauchenden Knaben, der dabei das h ertönen läßt) zwar sehr sinnreich; aber oft genug führt sie zu einer sehr falschen Lautbildung, wie z. B bei ö, welcher Laut keinesweges durch die Kehle, wie beim Erbrechen, gebildet wird, sondern ganz vornen in der durch die Lippen verlängerten Mundhöhle mittelst der als Sordine vorgeschobenen Zunge. Zweitens wird bei dieser Bilder-Methode ganz der Geist der Lautier-Methode vertilgt. Der Erfinder derselben hat laut genug schon erklärt, daß die höhere Ten-

venz derselben nicht dahin gehe, Kindern lesen zu lehren sondern durch die Lesekunst ihre selbstthätige Kraft zu bilden. Durch die Lautier-Methode werden die Kinder veranlaßt, ihr Bewußtseyn auf ihr Thun beim Buchstabenlesen zu richten; und besonnenes Handeln, wozu hier die Methode leitet, ist höchster Zweck aller Unterrichtskunst. Durch die Bilder-Methode werden die Kinder abgeleitet, ihre Reflektion auf sich selbst zu richten. Sie denken sich die Laute nicht mehr als etwas durch ihre eigene Kraft, aus ihnen selbst, Produzirtes, sondern als etwas ausser ihnen befindliches. Das ist aber bis jetzt der große Fehler des Unterrichts gewesen, daß man die Denkkräfte mehr auf die Aussenwelt (die objektive) als auf die Innenwelt (die subjektive) leitete, wodurch denn bis jetzt die Menschen sich selbst meistens verliehren mußten. Drittens ist die vom Erfinder der Lautier-Methode angegebene Stufenfolge der Lesekunst, was auch als formales Bildungsmittel von so großer Wichtigkeit ist, von Schlezen ganz vernachläßigt worden, obgleich schon Männer von entschiedenem Ansehen das Urtheil gefällt haben, daß jene Stufenfolge die Pestalozzische an Konsequenz übertreffe. — Aller dieser gerügten Unvollkommenheiten ungeachtet darf es keinen abschrecken, der sich vielseitige Kenntniß in der Methodik erwerben will, diese in so manchem Betracht wahrhaft originelle Fibel genauer zu studieren.

E) Vor-

E) Vorlesungen über deutsche Klassiker für gebildete und zum Gebrauche in höhern Lehranstalten. Herausgegeben von J. G. Sauer und G. A. Neuhofer. Erster Cursus, 2 Theile. Tübingen, Cotta, 1808. 8. Preiß 2 fl. 24 kr.

Wir geben diesem Unternehmen unsern ganzen Beifall, denn warum sollte der deutsche Jüngling auf Schulen nicht neben den Mustern des klassischen Alterthums auch seine vaterländischen Dichter kennen und verstehen lernen? Man erkennt noch immer zu wenig, daß es bei dem Unterricht auf Gymnasien weniger auf eine bestimmte Masse von Kenntnissen ankomme, als auf Erweckung des Sinnes für alles Gute und Schöne, und daß alle Lehranstalten in dem Maße sich verschlechtern müssen, in welchem das Reinmenschliche durch das Technische verdrängt wird. Wir wollen dem sogenannten Realen hiermit seinen Werth keineswegs absprechen, nur muß es sich nicht über das Ideale erheben wollen, und je mehr alles äussere Leben in der Gegenwart nur noch als kalte Krystallisation anschießt, desto nöthiger wird es, dem innern Leben seine ganze Regsamkeit zu erhalten. — Der Plan des vorliegenden Werks ist gut; der erste Theil enthält eine Auswahl guter und trefflicher Gedichte mit historischen, mythischen und grammatischen Erklärungen; der zweite vollständige Exkurse, in welchen die einzelnen Schönheiten mit Sinn und Gefühl erörtert werden. — Gegen die Wahl selbst hätten wir hier und da Einiges zu erinnern, so z. B. scheint uns Schlegels Pygmalion eben nicht zur Lektüre für Knaben geeignet. (War auch nicht für Knaben be-

bestimmt, sondern laut der Vorrede für Jünglinge von 18 — 20 Jahren und wohl auch für Männer.) Bei dem Schillerschen Gedichte, Klage der Ceres, hat der Commentator übersehen, was doch so nahe liegt, daß das Poem, wie die Mythe selbst, eine allegorische Darstellung der Unsterblichkeit sei. (Hierin muß der Commentator noch immer anderer Meynung seyn.) Leipziger Modezeitung.

F) Erfahrungen und Ansichten über Erziehung, Institute und Schulen, von J. Schmid. Heidelberg, in Commission bei Mohr und Zimmer, 1810. 8. Preiß 54 kr.

Seit Pestalozzi's Lienhard und Gertrud und dessen Untersuchungen über den Gang der Natur in der Bildung des Menschengeschlechts hat Rec. keine pädagogische Schrift gelesen, die ihn so lebendig ergriffen hätte, als die gegenwärtige, und seine frühere Ueberzeugung ist vielfältig bestätigt worden durch die damit zusammentreffenden Ansichten und Urtheile in diesen Bogen. Der Verf., einst Zögling und nachher Oberlehrer des Instituts zu Iferten, hat das Haus seines Lehrers und Freundes verlassen, weil ihm gewiß ward, daß Pestalozzi's reiner kindlicher Wille und seine feste Kraft mit einem nicht nur eiteln, sondern auch verderblichen Streben befangen seien. Es ist jedoch keine kalte Kritik, was diese Schrift enthält, keine pädagogische Klopffechterey, sondern vom ersten Blatt bis zum letzten

ten zeigt sich der tiefe Schmerz eines edeln Gemüths über einen Irrthum, der so schön war, und sich so schnell in seine Nichtigkeit auflöste. Was der Verf. über Erziehung und Schulunterricht und die ewige Kluft zwischen beiden sagt, wird vielleicht manchem Schulmann vom Lehrling- und Meistergerade ein Aergerniß seyn und eine Thorheit, aber es bleibt demungeachtet eine unvertilgbare Wahrheit, denn nur Liebe kann den Menschen erziehen, und durch fremde Liebe (die selten genug ist) kann nie Elternliebe ersetzt werden. Nicht durch Unterricht wird das Kind erzogen, sondern durch das, was die Mutter in dasselbe geboren hat, und wovon es umgeben ist von der Wiege an. Einzig in dieser Liebe des väterlichen Hauses bewahrt sich die Reinheit und Lauterkeit des Gemüths, das fromme Vertrauen und die lebendige Zuversicht auf ein höheres, ohne welche der Mensch nichts werth ist, auch mit aller Kunst und Wissenschaft und mit allen gesellschaftlichen Gaben. Wohl wird der Mensch später hingerissen in den Schlamm des Lebens, aber wie ein treuer Schutzgeist folgt ihm jene erste Liebe und erhält ihm die Kraft, sich wieder zu erheben. — Uebrigens mag Rec. nicht verhehlen, daß das Lesen dieser Schrift eine düstere Stimmung in ihm zurückgelassen hat. Wenn ein so edler, reiner, kräftiger Mensch, wie Pestalozzi, sich so unvermerkt in Wahn verlieren konnte, was müssen wir von seinen unberufenen Jüngern erwarten, die ihre Nichtigkeit hinter dem Schilde seines Namens zu verbergen suchen. Nicht Eltern und Erzieher, sondern die Regierungen Deutschlands möchten wir hauptsächlich auf diese Schrift aufmerksam machen, damit nicht das Heil einer heranwachsenden

den Generation elender Charlatanerie ferner preis gegeben werde. Diese sogenannte Pestalozzische Methode kann sich der flachste Kopf in kurzer Zeit durch Anstrengung eigen machen, seinen Geist begreifen nur wenige, geschweige denn, daß sie ihn festzuhalten vermöchten. Und dieser hohe Geist konnte sich selbst verlieren in seinem muthigen Streben! — Wie tief stehen jetzt seine Nachbeter, wie schlimm muß es mit unserm ganzen Schulwesen aussehen, da im Gelärm der lallenden Gemeinheit kein Ohr mehr war für die wenigen freien Urtheile der Unbefangenen!! (Uebersicht der neuesten Literatur im Morgenblatt).

Hoffnung.

Von Schiller.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen;
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben:
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.